



Ludwig Kreuzer

Mecklenburgische Dorfgeschichten

Bd. 1 : Der Orgelpeter : eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Dorfleben zur Zeit der Fremdherrschaft

Parchim: Wehdemann, 1863

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769900437>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext

y.

431.(1)

~~M. 3201.2 (1.)~~

Y. 431. (1.)



Mecklenburgische
Dorfgeschichten

von

F. Kreußer.

Erstes Bändchen.

Der Orgelpeter.

Erzählung aus dem mecklenburgischen Dorfleben
zur Zeit der Fremdherrschaft.

Parchim, 1863.

Verlag von H. Wehdemann's Buchhandlung.

Mecklenburgische Dorfgeschichten

von

L. Kreutzer.

Erstes Bändchen.

Der Orgelpeter.

Parchim, 1863.

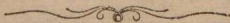
Verlag von H. Wehdemann's Buchhandlung.

Der Orgelpeter.

Eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Dorfleben
zur Zeit der Fremdherrschaft

von

L. Kreuzer.



Parchim, 1863.

Verlag von S. Wehdemann's Buchhandlung.

Der Originaltext

Eine Ergänzung und beim wichtigsten Stellen

zur Zeit der Freundschaft



Göttingen 1863

Verlag von G. Neumann, Neudamm, Berlin

Drehorgelmann. Aber es war keine jener Gestalten, wie man sie, leider Gottes! heut zu Tage auf Märkten und Straßen so häufig trifft, denen die Versunken- und Verkommenheit mit entseßlich deutlicher Schrift auf dem Angesichte verzeichnet steht, die gleich lebenden Warnungstafeln unter den Mitmenschen umherwandeln. Ein Greis war's, groß und kräftig, mit einer soldatenstraffen Haltung. Eine Fülle schneeweißer Haare beschattete das fernige, wettergebräunte Antlitz. Ein riesiger Knebelbart von der Farbe des Haupthaars gab ihm das Ansehen eines Mannes von echtem Schrot und Korn. Die linke Wange zeigte eine furchtbare Schmarre, die jedes jugendliche Antlitz grausam entstellt hätte, dem Greisenantlitz aber etwas Anziehendes und Kriegerisches verlieh. Die linke Hand lehnte auf einem dicken Eichenstock, der die Aufgabe zu haben schien, das Stelzbein unter dem linken Knie zu unterstützen. Eine Soldatenmütze mit rothem Brämen deckte das Haupt. Im Uebrigen war die Kleidung des Orgelmanns, wie sie von den älteren Bürgerleuten damals getragen wurde: braune lederne Kniehose, dunkle Weste und blaue Tuchjacke mit großen weißen Metallknöpfen. Es war nicht schwer, in dem Greise einen ehemaligen Krieger des alten Fritz zu erkennen, der nun den Lohn eines Kriegers erntete — ach, Bettelbrod nämlich!

Neben ihm stand ein mächtiger Pudel. Das Thier war vor einen zweirädrigen Karren gespannt, der die Drehorgel und die wenigen Habseligkeiten des Orgelmannes trug.

Der Greis schaute tief sinnend auf die dunklen Wellen der Elbe, die frei und fessellos vorüberrauschten,

oder es schweifte auch sein Blick hinüber in's arme Ländchen, das so eben ein übermüthiger Feind in schmäbliche Fesseln schlug.

Wer etwas mehr verstanden hätte, als die armselige Federschrift zu entziffern; wer's gelernt hätte, die mit ehernem Griffel gegrabenen Züge des Schicksals auf den Antlitzern der Menschenkinder zu lesen, der hätte in dem Gesichte des Orgelmannes noch etwas Anderes gesehen, als den kriegerischen Schnurrbart, als die gewaltige Narbe auf der frisch gerötheten Wange; der hätte Züge entdeckt, die nur ein endloses Leid, ein tiefes Weh hineingegraben haben konnte. Und wer in diesem Augenblicke dem Greis in das große, klare Auge schaute, der sah darin Etwas zittern, das auf ein Haar einer Thräne glich und auch nichts Anderes war.

Die Hände des Greises falteten sich wie zum Gebet, das Auge schaute hinein in die rauschende Fluth, die Brust wogte hoch, als tobe drinnen ein gewaltiger Kampf. So stand er lange. Endlich rang sich ein tiefer Seufzer aus der wunden Brust empor. „Herr Gott, so soll ich denn nach 50 Jahren das theure Vaterland noch einmal sehen! damals so jung, voll Feuer und Leben, aber unendlich unglücklich, und heute ein Greis, todesmüde und — noch immer ruhelos! —“ hauchte der Orgelmann. Er sank zurück auf den Karren. Die zitternden Hände deckten das Antlitz, unter denen ein paar große Thränen über die gefurchten Wangen herab rollten. Doch mit den Thränen lösten sich die Schmerzen der Brust. Der Greis ward ruhiger. Still erhob er sich wieder von seinem Sitze. Und ob

auch der Flor der Thränen das helle Auge verdunkelte, so war seine Haltung doch wieder fest und straff, wie sie eines Kriegers aus des großen Königs Schule würdig war.

Jenseits vom Fährhause aus hatte man den Orgelmann bemerkt. Ein Fährknecht sprang ins Boot und steuerte über die Elbe, um den Wartenden ans mecklenburgische Ufer herüber zu holen. „Gu'n Dag, Spielmann! ¹⁾ rief der Schiffer, als der Kahn auf's niedrige Ufer hinauf schöß. „Schön'n Dank! Gott help!“ ²⁾ war des Greises Gegengruß.

Bei dem Klange der lang entbehrten lieben Muttersprache zuckte das Gesicht des Orgelmannes, und er selbst konnt's wohl nicht sagen, ob's vor Lust oder Leid sei.

Der Fährmann wollte den Hund an der Leine in den Kahn ziehen. Das Thier knurrte ihn bissig an. „Den Hund laßt mich nur selbst in's Boot führen; er läßt sich von keinem Fremden anfassen,“ sagte der Greis. „Komm Fründ! ³⁾ -lockte er und streichelte das Thier. Da folgte es ihm lammfromm in den Kahn und legte sich gehorsam zu seines Herrn Füßen.

Der Knecht sah den Orgelmann mit großen Augen an. „Was? Fründ? fragte er. „Man ruft einen Hund wohl „Türk“, „Sultan“, meinetwegen auch „Franzose“, jener Name aber ist doch zu gut für ein Thier.“

„Fährmann,“ erwiederte der Alte „ein Greis wie ich, der von Dorf zu Dorf, von Land zu Land wan-

¹⁾ „Guten Tag, Spielmann!“ ²⁾ „Gott help!“ ³⁾ Freund.

bert, wo findet der einen Menschen, den er seinen Freund nennen kann? Das Thier hier aber ist treu wie Gold, und wir gehen wie zwei Freunde mit einander um. Warum sollte ich ihn also nicht meinen „Fründ“ nennen? Und habe ich ihn in der Fremde so gerufen, so hat's dort Keiner verstanden, während es mich alle Tage an mein Vaterland erinnert hat.“

„Habt Recht, Spielmann“, sagte der Schiffer. „Bei den Menschen giebt's auch keine Treue mehr.“ Nach einer Pause, während dessen er emsig gerudert hatte, fragte er: „Ihr seid wohl Einer aus der alten Friesen-Zeit?“ und gab dem Fahrzeuge einen mächtigen Schub.

„Hab den siebenjährigen Krieg mit durchgemacht,“ war des Orgelmannes Antwort. „Oh' ich die Augen zuthue, wollte ich das Vaterland noch einmal sehen.“

„Vaterland! Hm, Vaterland!“ sagte bitter der Knecht. „Das ist Französisch.“

Wie von einer Natter gestochen, fuhr der Greis in die Höhe. „Französisch?“ rief er und seine Stimme zitterte.

„Ich sag's ja,“ erwiderte der Knecht dumpf und gab dem Kahn einen Stoß, als gelte es, das Fahrzeug mit einem einzigen Ruck über die Elbe zu schnellen.

Da sank der Orgelmann auf seinen Eis zurück. „Fris, Fris, wüßtest Du diese Schmach, noch im Sarge lehrtest Du Dich um! sprach er schmerzlich vor sich hin.

Der Alte schwieg. Dem ohnehin wunden Herzen war ein neuer bitterer Schmerz erwachsen. Auch der Boots-knecht war still. Lautlos landete er an dem med-

lenburgischen Ufer. Still reichte der Greis ihm das Fährgeld, und eben so still schieden sie.

Der Orgelmann schlug mit seinem Fuhrwerke den Weg nach Dömitz ein. Nach einer guten Viertelstunde etwa schritt er über die Thorbrücke und durch das Thor in die Stadt. Rechts stand das alte Wachtgebäude mit seinem großen überhängenden Dache noch wie vor funfzig Jahren. Das alte Gebäude hatte sich besser gehalten, als der Orgelmann; es hatte wenig gealtert. Ein Franzose schritt, Gewehr im Arm, davor auf und nieder. Der Alte betrachtete ihn mit Ingrimm. Er gedachte wohl der Kossbacher Schlacht und der lustigen Franzosenhag damals. Und die nämlichen Franzosen, die sich damals wie die Memmen geschlagen hatten, sah er jetzt als Sieger von ganz Deutschland. Sein Blick fiel auf die Stelle, welche früher das mecklenburgische Wappen trug, dort brüstete sich der französische Adler. Des Orgelmanns Gesicht zuckte vor Schmerz. Schnell schritt er vorüber. Einige Schritte weiter stand links die Dömitzer Kirche, die Kirche, worin er einst die heilige Taufe, später das heilige Abendmahl empfangen. Er führte sein Fuhrwerk dicht an den Kirchhof. „Ruhig, Fründ! Rutsch!“ sagte er, und das Thier legte sich gehorsam nieder. Der Greis trat hinaus auf den Kirchhof. Alles, Alles hatte sich verändert. Dort mußte es sein, wo die Großeltern lagen, dort, wo das treue Mutterherz schlief, dort, wo sie den liebsten Jugendgespielen hingebettet hatten; aber ihre Gräber waren verschwunden. Der alte Kirchhof hatte aufgehört Gottesacker zu sein. Einen solchen hatten sie weit ab von der Stadt neu einge-

richtet. Ach, Alle, die hier lagen, schliefen in Frieden. Nur der nicht, der über sie hinwanderte. Er suchte Ruhe, aber er fand ihrer nicht. Da blutete dem Greise das Herz, und die Augen wurden ihm wieder feucht. Aber er faßte sich ein Herz, nahm die Mühe ab, ein andächtiges Vaterunser glitt über seine Lippen, — dann eilte er wieder auf die Straße.

Er nahm die Drehorgel vom Wagen, schlang den Tragriemen derselben sich um den Nacken und wanderte die sogenannte große Straße — die aber eigentlich nur klein, dennoch eine der größeren Straßen des Städtchens ist — hinauf. Diese mündet auf den Marktplatz aus, und dort steht das Rathhaus. So stille es auf der großen Straße gewesen war, so unruhig ging es hier zu. Menschengruppen umstanden das Rathhaus. Einige still, andere halblaut sprechend, noch andere laut fluchend. Alle blickten unverwandt auf das Rathhaus, und von dorthier erschollen laute Hammerschläge. Der unruhigste der Menschenhaufen hatte sich dorthin postirt, wo die „große Straße“ auf den Markt ausmündet. Der Alte erkannte auf den ersten Blick in den dort Stehenden die Elbschiffer und diese sind wegen ihrer Rauflust bekannt. Ein riesiger Bootsmann führte das Wort. „Jungens, schlägt die Hunde auf den Kopf!“ rief er und ballte die Fäuste. „Hurrah, drauf los!“ schrien ein halb Duzend Stimmen durcheinander.“ Einige erhoben mächtige Knittel, andere brachen Steine aus dem Straßenpflaster — und drüben vor dem Rathhause stand ein Trupp französischer Soldaten, und die Gewehre in ihren Armen schienen sie nicht zum Spaß zu haben, und die Blicke, mit denen

sie vor sich die ruhigen und unruhigen Menschengruppen maassen, Liebesblicke waren gewiß nicht.

In diesem gefährlichen Augenblick trat ein alter Schiffer unter die Unruhigen. Es war der „Schipper-Dellst“, ¹⁾ eine kleine lebhafteste Gestalt mit festen, ausdrucksvollen Augen, der Jeden mit Better, Jeden mit Du anredete, dem er's irgend bieten zu können glaubte, und er bot es gar Vielen. Er war früher Seemann gewesen, in seinen alten Tagen aber Elbschiffer geworden. Den Schiffern war er eine Art Respectsperson, und sein Wort stand bei ihnen in hohem Ansehen. Er hatte die Gefahr aus der Ferne gesehen, und athemlos war er herbeigekommen, um das losbrechende Unglück zu verhüten. „Jungens“, schrie er, „nur nicht mit dem Kopf durch die Wand! Keine Dummheiten begangen! Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht, sagt unser Küster. Ein Lumpensteuermann, der mit vollen Segeln in den Nordsturm hineinsteuern will!“

Die ganze Gruppe kehrte sich zu dem Sprecher. „Schipper-Dellst, was rathet Ihr?“ riefen mehrere Stimmen.

„Wollt Ihr gegen den Backofen „anbojahnen“? ²⁾ Wo Gewalt Recht hat, hat Recht keine Gewalt! Macht's, wie Ihr's am Hamburger Grasbrook macht, wenn Ihr gern aufwärts wollt und „dalwärtsfer“ ³⁾ Wind weht, Denkt: „Na, denn helpt dat nich!“ ⁴⁾ und wartet den Seewind ⁵⁾ ab. Dann aber seht alles Leinenzeug bei

¹⁾ Schiffer-Ältester. ²⁾ Angähnen. ³⁾ Dalwärts—niederwärts.
⁴⁾ Nun, dann hilft es nicht. ⁵⁾ Westwind.

und segelt drauf los, daß in den Grund muß, wer Euch vor den Bug kömmt!“

Mittlerweile gelang es dem Orgelmann, den Menschenknäuel zu durchbrechen. „Was giebt's hier?“ fragte er den „Schipper=Vellst.“ Der sah ihn mit großen Augen an. „Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem, der nicht weiß, was sich in diesen Tagen hier zugetragen?“ fragte er verwundert. „Such nur dorthin und sieh selbst. Wer seine gesunden Augen hat, braucht nicht fremde Mäuler zum Vorspann. Was anders? Mecklenburg ist gekapert, und dort sind die verflixten Flibustier und hissen ihre Pumpenflagge auf.“

Und wie nun der Greis dorthin schaute, da war's ihm, als treffe jeder Hammerschlag von dort sein Herz. Sie waren dabei und nagelten das Franzosenwappen ans Rathhaus und daneben stand ein Trupp Franzosen in Waffen, um die aufgeregten Gemüther in Respect zu halten. Da ging's dem Greise wie jedem ehrlichen Deutschen. Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste. Und als das Wappen längst befestigt war, da stand er noch immer wie versteinert. Plötzlich griff die Hand nach dem geliebten Orgelkasten. Und eh der Greis dessen sich selbst versah, erklangen die vollen feierlichen Orgeltöne und dazu donnerte seine gewaltige Bassstimme:

„Ein' feste Burg ist unser Gott —“

Still, todtenstill ward's unter der Menge. Plötzlich, wie nach dem Tactstocke des Sangmeisters, brausten hundert Kehlen mit ein:

„Ein' gute Wehr und Waffen.

Er hilft uns frei aus aller Noth,

Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist —
Auf Erden ist nicht sein'sgleichen."

Und je weiter der Orgelmann sang, desto ruhiger ward's in seiner Brust, desto ruhiger in den verschiedenen Volkshaufen. Da war kein Mund mehr, der Flüche murmelte, keine Hand, die sich ballte, und dem Einen oder Andern löste gar eine Thräne den Schmerz. Und als der Orgelmann sein Lied beendet hatte und stumm seiner Wege schritt, da zerstreute sich still und ruhig das Volk.

Der Orgelmann stand wieder bei seinem Fuhrwerke am Kirchhofe und schickte sich an, ein Nachtquartier aufzusuchen. Da klopfte ihm Jemand von hinten auf die Schulter und sagte: „Bisphen dreist ist nicht unverschämt, und nehm't's nicht übel, Better Orgeldreher, daß ich so mir nichts Dir nichts den Enterhaken nach Dir auswerfe. Umsonst ist der Tod, und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Steuer- und Backbord! das ist ein Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Ja, Gott's Wort ist Gott's Wort! Better Spielmann, wärst Du nicht dazwischen gekommen, meine Jungen hätten gethan, was nicht gut gewesen wär'. Und über Nacht bleibst Du bei mir, und für einen Mund voll Essen laß meine Alte sorgen.“ Dabei schaute der „Schipper=Vellst“ — denn der war der Sprecher — den Greis so gutmüthig an, daß es dem alten Manne wohlthat.

„Eure Einladung ist allen Dankes werth“, war des Orgelmannes Antwort; „aber Umstände möchte ich Eurer Frau nicht machen.“

„Better Orgelmann, sei kein Narr. Blöde Hunde werden nicht fett, und Zu-sich-nehmen sackelt nicht“, ermunterte ihn der Schipper-Dellst. —

Es war, als sollte der Orgelmann heute für's Erste nicht zur Ruhe kommen. Kaum schickte er sich an, dem alten Schiffer zu folgen, so holte ihn ein Amtsdienner ein und bat, er möge doch zum Herrn Amtmann kommen, der ihn sprechen wolle. Der Schipper-Dellst grollte. „Sage dem Herrn Amtmann nur, der Better Orgeldreher sei hungrig wie ein Wels, und Essen gehe vor dem Tanzen, und morgen sei auch noch ein Tag“, brummte er. Der Spielmann fand es jedoch am gerathensten, dem Wunsche des Herrn Amtmanns nachzukommen. „Better Orgelmann, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und ich gehe mit Dir“ — erklärte der Schiffer darauf. Er schritt voraus und trat zuerst bei dem Amtmanne ein. „Herr Amtmann, nehmt's nicht für ungut. Aber zwei Beine stehen besser als eines, drum habe ich den Better Orgelmann, der mein dickster Freund ist, zu Euch begleitet.“

„Laßt's gut sein, Alter“, sagte lächelnd der Amtmann. Er betrachtete den Orgelmann von unten bis oben, und der stand in soldatischer Haltung an der Thür.

„Seid Ihr der Drehorgelmann, der vorhin den schönen Choral spielte?“ fragte leutselig der Amtmann. Der Greis bejahte es. „Habt Ihr obrigkeitliche Erlaubniß, in dieser Stadt zu spielen?“ fragte weiter der

alte Herr. Der Greis vermuthete ein Stück Verhör. Straff richtete er sich in die Höhe. „Nein, Herr Amtmann“, sagte er fest. „Mich wurmte es, daß die Franzosen ihr Wappen an's Rathhaus nagelten, und ich dachte, wenn unser Herrgott noch ein Einsehen thun wolle, so sei es hoch Zeit. Eh' ich mich dessen versah, ist mir der Mund übergelaufen von dem, was ich im Herzen fühlte, und ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte. Uebrigens — Nichts für ungut — werden die Franzosen auch ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung ihre Schandthaten im Lande verübt haben, da wird's einem alten Manne auch wohl nachgesehen werden können, wenn er einmal vergessen hat, die Obrigkeit zu fragen.“

„Nun, nun, Alter, ereifert Euch nur nicht“, sagte gutmüthig der Amtmann. „Verhört werden sollt Ihr auch nicht. Das ist Sache der städtischen Polizei. Einmal wollte ich Euch danken für Euer Lied. Es hat meinem Herzen wohl gethan. Zugleich habt Ihr mit demselben das Volk beruhigt; die rausluftigen Schiffer hätten auf ein Haar schweres Unheil angerichtet. Zum Andern wollte ich Euch aber vor den Franzosen warnen. Die machen mit einem Deutschen, der sein Vaterland lieb hat, wenig Federlesens. Also, Alter, hier meinen Dank!“ rief er und drückte, als er des Orgelmannes Rechte schüttelte, ein Guldenstück hinein.

Eine Stunde später saß der Orgelmann in der behaglich warmen Stube des Schiffers. Die alte Schifferfrau gab ihrem Manne an Gutmüthigkeit Nichts nach. Sie hatte aufgetischt, was Küche und Keller hatten hergeben wollen. Nach dem Essen mußte der Gast von seinen Kriegsfahrten erzählen. Eine Weile that er's.

Aber es würde ihm schwer. Man konnt's sehen, daß seine Gedanken mit etwas ganz Anderem beschäftigt waren. Plötzlich hielt er mit seiner Erzählung inne und fragte: „Hier in der Nähe liegt ein Dorf, Namens Polz?“

„Richtig, Herr „Amtmann“!“ erwiderte der Schiffer.

„Dorthin habe ich einen Gruf zu bestellen“, fuhr Jener fort. „Kennt Ihr dort Einen mit Namen Dreiser?“

„I, der Kerl ist bekannt, wie ein bunter Hund“, entgegnete der Gefragte. „Ist aber auch ein Hund, ein Bluthund, ein weißer Jude, ein Blutsauger, ein Flibustier, und Wucherer, wie der Teufel keinen zweiten hat. Besser Orgeldreher, laß den Kerl laufen. Wer Pech angreift, besudelt sich, und wer mit Lumpen umgeht, den beißen die Flöhe!“

„Er hat einen Bauerhof in Polz; nicht wahr?“ forschte der Greis weiter.

„Und eine Büdnerci dazu, und Geld wie Heu, nur nicht so lang. Alles zusammengekapert! Nun liegt er mütterseelenallein auf seinem Bauerhose vor Anker, und jeder Christenmensch hütet sich, ihm in sein Fahrwasser zu kommen. Selbst ein Weib hat sich für ihn nicht gefunden, obgleich doch sonst kein Topf so schief ist, es findet sich ein Deckel dazu. Nun lebt er allein wie der Kuckuk. Auch Dorffschulze ist er. Natürlich hat der Philister sich das Amt erschlichen, und die's ihm gegeben haben, mögen's bei dem Obersteuermann über uns verantworten.“

„Ist er bejahrt?“

„Ihr fragt genau. Nun, durch Fragen wird man

Aug, und wer scharf sondirt, geräth nicht auf den Sand. Er ist ein grauer Sünder und von unserem Alter, Better Orgelmann. Es ist das eine sonderbare Geschichte mit ihm. Seht, sein Vater starb, als er etwa 15, 16 Jahr alt war. Seine Mutter heirathete einen Wittwer wieder, der zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, hatte und den Hof bewohnte, der dem Dreiser jetzt gehört. Ein Jahr später etwa wurde der Sohn seines Stiefvaters, was also sein Halbbruder war, landesflüchtig und ist nie wieder zurückgekehrt. Dreiser aber scharwenzte so viel bei dem Alten herum, daß er ihm den größten Theil seines Vermögens vermachte. Damit nicht zufrieden, soll er durch allerlei Ränke die arme Halbschwester um das Ihre gebracht haben. Die wohnt nun mit meinem Bruder zusammen in dem Büdnerhause Dreisers. Da er ihr Miethsherr ist, so muß das arme Weib vollständig nach seinem Winde segeln, oder sie hat's nimmer gut. Ja, wenn sie nicht blind wäre."

"Blind?" schrie der Greis auf mit einer Stimme, die dem alten Schiffer durch Mark und Bein schnitt. Schnell aber faßte er sich wieder. „Herr, mein Gott, blind und arm! Welch ein Jammer!“ seufzte er vor sich hin. —

Es war still geworden in der Stube. Die Lust zum Sprechen war Allen vergangen. Erst nach langer Pause fragte der Orgelmann: „Schipper = Dellst, Ihr sprachet von einem Bruder der Blinden, der landesflüchtig geworden sei. Habt Ihr den gekannt?“

„Wir wurden zusammen eingeseget“ — sagte ein-silbig der Schiffer.

„Von dem habe ich einen Gruß an die Schwester zu bestellen. Er diente unter dem alten Fritz und hat den siebenjährigen Krieg mit durchgemacht.“

„Dann verdienst Du einen Gotteslohn, Better Orgelmann, daß Du an das arme Weib denkst. Und weil sie mit meinem Bruder, der auch ein Schiffer ist, unter einem Dache wohnt, so lootsfe ich selbst Dich morgen nach Polz. — Aber Better Orgelmann, Du bist müde, und es ist Bürgerzeit; ich denke, wir gehen unter Deck,“ mahnte darauf der Schiffer, indem er auf die Schwarzwälder Uhr an der Wand sah.

Dem Orgelmann wurde eine Schlafstätte angewiesen. In der friedlichen Behausung des Schiffers ward's bald still, desto lauter aber wogte es in der Brust des alten Kriegers, und es gehörte noch mancher Seufzer dazu und mehr als ein Vaterunser, ehe es auch darin still ward und die müden Augenlider des Greises sich zum erquickenden Schlummer schlossen.

2.

Das Dorf Polz liegt nicht weit von Dömitz in der Elbgegend.

Dort standen Anno sechs und da herum am Eingange des Dorfes zwei Häuser; eines zur rechten, das

andere zur linken Hand der Landstraße. Wer sie genauer in Augenschein nahm und nicht all zu schlecht in Gottes Wort beschlagen war, dem mußte dabei unwillkürlich die Geschichte vom großen Goliath und dem kleinen David, oder auch die vom reichen Manne und dem armen Lazarus einfallen. Das Gebäude rechts war ein großes, stattliches Bauerhaus, dessen Gerippe aus den stärksten Ständern vom festesten Eichenholz und dessen Fachwerk aus wohlgebrannten Ziegelsteinen bestand. Ein riesiges Strohdach, warm und dicht wie des Schulzen Pudelmütze, schützte von oben die Bewohner drin vor Wind und Wetter. Das Haus zur linken Hand dagegen war eigentlich kein Haus, sondern ein Häuschen, um nicht zu sagen eine Hütte; eine Kathe, klein und niedrig. Die Ständer waren dünn und von Tannenholz, das Fachwerk bestand aus Lehm. Das Dach war vom ewigen Flicken bunt wie eine Hanswurstjacke und hielt kaum noch nothdürftig zusammen. Während der große Kamerad drüben wie gelect dastand, schier und blank, Alles drum und daran wohl gestrichen und gescheuert, so entbehrte das kleine Haus jeglichen Anstriches, überhaupt jeglichen Schmuckes.

Beide Gebäude gehörten dem reichen Schulzen Dreiser. Das große bewohnte er selbst, das kleine hatte er an den Schiffer Mahne vermietet, der es mit seiner Frau und einer blinden Tischlerwittwe und deren Tochter bewohnte.

Etwas gegen Winters-Anfang saß in der Altentheilstube des kleinen Büdnerhauses, das dem Schulzen Dreiser gehörte, die blinde Tischlerwittwe. Sie hatte

sich in die warme Ofenecke zurückgezogen — denn draußen war es empfindlich kalt — und spann emsig. Schnell und schneller setzte ihr Fuß das Rad in Bewegung, in immer kürzeren Zwischenräumen nehte sie den Faden, und der war fein und gleichmäßig wie Seide. An der Wand rechts saß die Ann-Marie, ihr achtzehnjähriges Töchterlein, am Webstuhl, der den größten Theil des Stübchens einnahm. Sie war nicht minder thätig als die Mutter. Das Webschiffchen huschte nur so hin und her; und so scharf auch draußen der Ost pfliff, und so geringe auch die Wärme des Ofens war — dennoch glühte des Mädchens Antlitz unter dem rothbunten Kopfstuche, das eine Hülle des köstlichsten Blondhaares umschloß.

Die steigende Hast, mit welcher die Mutter arbeitete, fiel dem Mädchen auf. So pflegte die blinde Frau immer zu arbeiten, wenn das Herz ihr besonders schwer war. Darum warf die Tochter auch von Zeit zu Zeit besorgte Blicke auf die Mutter. Plötzlich riß dieser der Fäden. Das Rad fauste noch einige Mal doppelt schnell um seine Achse, dann kam es allmählich zum Stehen. Mit einem Seufzer aus tiefster Brust sanken der alten Frau die sonst so rastlosen Hände in den Schooß. Mit bekümmertter Miene wandte sie das Gesicht in der Richtung, von wo das Klappern des Webstuhls erdröhnte. Da trafen sich Beider Augen — das helle, mildglänzende blaue Auge der Jungfrau und das glanzlose, todte der armen Mutter. Das Mädchen ließ erschrocken die Hände sinken, und der Webstuhl stand.

Die Blinde faltete die Hände: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken; täglich streiten sie und ängsten mich“ — so senkte sie vor sich hin.

Das Mädchen zitterte zusammen. Sie ward bleich. „Mutter,“ sagte sie trübend, „sei ruhig, was sollte uns geschehen?“

„Hörch!“ sagte die Mutter. „Hörst Du sie nicht? Ich meine die Stimme des Dreiser. Wie er auf seinem Hofe mit Knechten und Mägden tobt! dabei höre einmal, wie frohlockend sie klingen; so erschallt sie immer, wenn er uns heimlich ein neues Leid zugefügt hat.“

Schritte auf dem Hofe und auf der Diele unterbrachen die Alte. Sie horchte. „Ann-Marie“, sagte sie schnell, „Dein Friedrich kommt; ich höre seine Füße.“ In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und es trat ein etwa zwanzigjähriger Jüngling in die Stube. Seine Gestalt war schlank und markig, und aus dem gebräunten Antlitz schauten ein Paar blaue, offene Augen heraus. Geleidet war er in einen langen dunkelblauen Tuchrock, auf dem Rücken trug er ein gepacktes Felleisen, die Linke hielt einen wuchtigen Knotenstock, das Haupt deckte ein mit Wachstuch überzogener Hut.

Beim Eintritt des jungen Mannes schnellte die Ann-Marie von ihrem Sitze empor. Sie wurde bald bleich, bald roth, „Friedrich, Du bist doch nicht fremd geworden?“ fragte sie, und ihre Stimme zitterte vor Aufregung.

„Fremd!“ sagte der junge Mann ruhig und reichte der Blinden, dann der Ann-Marie die Hand. Er

legte seine Sachen ab und setzte sich dann zu dem Mädchen auf die Bank.

„Hab's geahnt“, sagte die Blinde. „Und wie kommst Du zu dem Unglücke, Friedrich?“

„Das ist kurz zu erzählen“, erwiderte der Jüngling. „Gestern Abend kam Dreiser in unsere Werkstatt und suchte den Meister auf. Sie gingen beide in die Stube, wo sie lange mit einander sprachen — und heute Morgen erhielt ich meinen Fremdzettel.“

„Das hat Dreiser wieder gethan“, sagte bekümmert die Blinde.

„Wer anders?“ rief zornig der Jüngling. „Ich hab's dem Meister aber auch unter die Nase gerieben. Ich sagte ihm, den ganzen Sommer und Herbst hindurch hätte ich ihm treu und fleißig gearbeitet, und zum Dank dafür jage er mich einige Tage vor Weihnacht in die Welt hinaus. Ja wenn die Arbeit knapp wäre, wär's in der Ordnung. Aber ich wisse recht gut, woher der Wind wehe. Der Dreiser habe ihm den Abtophelsrath gegeben, mich laufen zu lassen, und einen Judaslohn dazu.“

„Friedrich, Friedrich“, warnte die alte Frau. „Bürnet und sündigtet nicht.“

„Ihr habt gut sprechen, Mutter“, eiferte der Jüngling. „Ihr solltet das höhnische Gesicht des Schulzen gesehen haben, als er beim Fortgehen mich noch einmal ansah. Ich hab's dem Meister auch gesagt, den Schulzen möchte ich nur haben, wo ich's wünschte; wahrlich, dann thäte ich, was ich nicht lassen könnte.“

Da schlug die Blinde das glanzlose Auge zu ihm auf und sagte halblaut, als gelte das Wort ihr und

nicht dem jungen Brausekopf: „Ich sage Euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben. Aus Deinen Worten wirst Du gerechtfertigt werden, und aus Deinen Worten wirst Du verdammt werden. „Friedrich“, fügte sie lauter hinzu, „Du hast nicht allein ein unnützes, sondern auch ein böses Wort gesprochen, Gott verhüte, daß es aufgehe und Frucht trage. Sieh, ein solches Wort hat meinen armen Bruder um Hab und Gut, um Ehre und Vaterland, ach! auch wohl um sein junges Leben gebracht, und doch war's nicht schlimmer, als das, was Du eben ausgesprachest.“

Der Jüngling schwieg betroffen. Nach einer Pause fuhr die Blinde fort: „Ann-Marie, bereite Deinem Friedrich eine warme Suppe. Wer weiß, wann ihm in der Fremde wieder eine solche geboten wird. Und Du, Friedrich, setze Dich zu mir. Ich will Dir die Geschichte von meinem armen Bruder erzählen. Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Der schöne Bauerhof, der dem Schulzen Dreiser gehört, war einst das Eigenthum meines seligen Vaters. Es ging meinen Eltern gut. Sie hatten ihr täglich Brod und wohl noch Etwas mehr. Ueber besonderes Unglück konnten sie nicht klagen. Der Hagel verschonte unsere Saaten, das Elbwasser unsere Wiesen, und als in Polz die Viehseuche ausbrach, starb meinen Eltern nicht ein einziges Haupt. Der erste Schlag, der uns traf, war der Tod der Mutter. Ich war damals etwa acht Jahre alt und ein flinkes fröhliches Ding. Ach, Friedrich, wie kann's doch so ganz anders wer-

den, wenn zwei Augen sich zu thun! Du hast's ja selbst erfahren, was es heißt, als Kind die zu verheren, die uns über Alles lieb hat. Und was für eine Mutter hatte ich! Es ist mir noch immer, als schaute ich ihr bleiches, sanftes Antlitz. Wie war sie so still und fromm! Der Peter, mein einziger Bruder und zehn Jahre älter als ich, war wild und unbändig; aber ein Blick, ein Wörtlein der Mutter machte ihn lammfromm. Und erzählte sie mir vom Rothkäppchen, Schneewittchen, oder eine Geschichte von unserem Heilande — so mußte er sie zu Ende hören, ob er auch alle Geschichten so gut wußte, wie die Mutter selbst. Ja, als einst am „Stillen-Freitage“ die Mutter mir die Leidensgeschichte unseres Herrn erzählte, da hab' ich's geseh'n, wie ihm die hellen Thränen über die Backen gerollt sind. Die arme Mutter war fränklich, und heute kommt's mir vor, als habe sie schon immer mit halber Seele im Himmel gelebt. Als sie starb, da knieten Peter und ich vor ihrem Lager, und sie legte ihre kalten Hände auf unsere Häupter. „Bete, Ann-Marie“, sagte sie mit ihrer so sanften Stimme. Da faltete ich die kleinen Hände und betete:

Ach, lieber Gott, ich bitte Dich,
Ein frommes Kind laß werden mich.
Und wenn ich das nicht sollte werden,
So nimm mich lieber von der Erden,
Und mich in Dein Himmelreich,
Mach mich den lieben Engeln gleich.

„Amen, das walte Gott!“ flüsterte sie dazu. Meinen Bruder aber tröstete sie mit einem Bibelspruche und sagte ihm, den solle er als ein Erbtheil von ihr mit

in die Welt hineinnehmen. Dann neigte sie das Haupt und entschlief sanft.

Du solltest den Peter gesehen haben, Friedrich. Er war kaum achtzehn Jahr alt, und ein Kerl wie ein Eichbaum. Seine Backen blühten recht, und seine Augen leuchteten wie Karfunkel. Gerade solche Augen hatte die Ann-Marie, als ich ihr noch hineinblicken konnte. Ach, lieber Gott, nur ein einziges Mal möchte ich's noch können! Wie eine Eichelhäse geschmeidig war der Peter, und einen Sack Waizen trug er vom Wagen, als wär's ein Federsack. Dabei war er die leibhaftige Gutmüthigkeit selbst. Kein Kind konnte er erzürnen. Nur einen Fehler hatte er. Wenn er sich beleidigt glaubte, bligte der Fähsorn in ihm auf, und dann sah er nicht auf seine Worte. Friedrich, gerade wie du erst. Im Handumdrehen aber verrauchte allemal sein Zorn — und doch ist er sein Unglück gewesen.

Des Vaters Wirthschaft war groß, und sollte sie nicht den Krebsgang gehen, mußte so bald wie möglich wieder eine Hausfrau an ihre Spitze gestellt werden. So entschloß sich der Vater bald nach dem Tode der Mutter, sich wieder zu verheirathen. Hier in Polz lebte eine Büdnerwittwe mit ihrem achtzehnjährigen Sohne. Sie war, was man ein resolutes Weib nennt. Die Arbeit stob ihr nur von den Händen, und sie mochte angreifen, was sie wollte, es gelang ihr Alles. Darum galt sie als die tüchtigste Haushälterin in der ganzen Gegend. Eine solche suchte ja mein Vater und — er heirathete sie. Ach hätte er bei dieser Wahl doch auch an sein armes verwaisttes Kind gedacht!

Er hat gefunden, was er suchte, eine Gehülfin mit einem Paar arbeitsamen Händen. Mir hat die herzlose Frau nimmer wiedergeben können, was mir fehlte. Sie hatt's ja nicht; ein warmes Mutterherz nämlich. Doch muß ich bekennen, sie hat mich nie Noth leiden lassen, ich habe an Nahrung und Kleidung bei ihr nie Mangel gehabt.

Mit dem Sohne der Büdnerwitwe hatte Niemand gern zu schaffen. Er war ein Schleicher und konnte Niemand gerade ins Gesicht sehen. Sieh den Dreiser an, und er steht vor Dir, wie er leibt und lebt; denn er ist's, von dem ich rede. Die Kameraden gingen ihm aus dem Wege, wo sie ihm irgend ausweichen konnten. Nicht daß er ein Krakeeler gewesen wäre; im Gegentheil, man hörte nie, daß Hans Dreiser jemals sich mit Jemand geschlagen habe. Er war feige und gab nach, selbst da, wo ihm offenkundiges Unrecht geschah. Der Beleidiger aber konnte sicher sein, daß ihm an einem dunklen Abend ein pfundschwerer Stein um die Ohren sauste oder ein Knüttel auf den Kopf hernieder schmetterte, wovon ihm Hören und Sehen vergehen konnte. Am wenigsten konnte er sich mit den beiden Jägersöhnen vertragen. Nun, beliebt waren diese eben so wenig. Aber sie waren keine Schleicher. Nur daß sie allenthalben, bei Erntebieren und auf Jahrmärkten, das große Wort haben wollten. Die Jungferle ¹⁾ nannten sie die Fuchsbärte, von wegen ihrer fuchsrothen Bärte, die gegen das rabenschwarze Haar grell abstachen. Sie wohnten bei dem Vater am Ende

¹⁾ Provinzielle Bezeichnung für Jünglinge.

des Dorfes im Jägerhäuschen, dort, wo jetzt die Hirtenwohnung steht. Die Feindschaft der Jäger gegen Hans Dreiser kam daher, daß Hans ein Wilddieb war. Er machte es aber auch arg. Er begnügte sich nicht mit einem Hasen dann und wann, sondern was ihm vor die Flinte kam, das schoß er nieder. Das geschossene Wild nahmen die Dömitzer Schiffer mit nach Hamburg, wo es für schweres Geld verkauft ward. Das Alles wußten die Jäger, und doch konnten sie ihm Nichts anhaben; er war ihnen zu schlau. Grund genug zum bittersten Haße.

Hans Dreiser zog natürlich mit seiner Mutter zu uns in's Haus; und mein Vater nahm ihn gern, da es ihm ja um tüchtige Hände zur Arbeit zu thun war, die Dreiser hatte. Dieser aber setzte auch hier sein gefährliches Handwerk fort, ja er ward tagtäglich frecher. Von allem diesen merkte mein Vater Nichts. Mein Bruder und Hans gingen viel mit einander um. Was war natürlicher, als daß die Jäger glaubten, mein Bruder helfe dem Hans wilddieben? Nun warfen sie ihren ganzen Haß auf den armen Peter.

Eines Abends war Peter in's Holz gegangen, um einen jungen Stamm zur Wagendeichsel abzuschneiden. Er hielt das für kein Unrecht. Die andern Bursche thaten's auch, und die Jäger hatten's oft gesehen und Nichts dazu gesagt. Es gab ja damals Holz in schwerer Menge. Die Jäger trafen ihn, als er eben einen jungen Stamm abgeschnitten hatte. Das paßte ihnen. Sie fielen über ihn her und suchten ihn zu schlagen. Peter aber wehrte sich so tapfer, daß sie ihm Nichts anhaben konnten. Das ärgerte sie, und

sie verklagten ihn. Mein Bruder mußte zu Amt — und kurz und gut, er wurde drei Tage eingesperrt.

Ich meine immer, der Peter hätte ruhig seine Schuld abbüßen und dann die Geschichte vergessen sollen; denn es war nicht in der Ordnung, daß er den jungen Baum abschnitt. Das that der Peter nicht. Als er frei gekommen war, traf er mit dem Einen der Fuchsbärte zusammen. Da brauste der Jähzorn in ihm auf. „Wart, Fuchsbart“, ruft er grimmig, „hier ist nicht der Ort dazu, aber steige ich Dir einmal auf Dein schwarzes Dach, so streiche ich es Dir roth an wie Deinen Fuchsbart.“ Das Wort hatte ihn in's Unglück gebracht. Darauf kauft er noch Schwefel, dann macht er sich auf den Heimweg.

In den ersten Tagen ließ er sich vor keinem Menschen sehen. Die Schande, wie ein gemeiner Verbrecher eingesperrt gewesen zu sein, kränkte ihn zu tief. Da es gerade die Zeit zum Bienenschneiden war, so machte er sich im Bienenschauer zu schaffen. Von dem mitgebrachten Schwefel machte er Schwefelläppchen, um die Bienen damit zu tödten. Das sollte am nächsten Tage vor sich gehen. Aber an demselben Abende noch schlägt das Feuer aus dem Dache des Jägerhauses empor. Der Wind treibt die Flammen in's Dorf, und über die Hälfte von Holz geht in Flammen auf.

Als das Feuer aufging, war mein Bruder nicht im Dorfe. Er war in's Holz gegangen. Als er zurückkehrt, erblickt er schon in der Ferne das Unglück. Voll Angst stürzt er herbei, um retten zu helfen. Da schrien die Jäger: „Dort ist der Mordbrenner! Greifet ihn! Haltet ihn!“ Und das erbitterte Volk ruft:

„In's Feuer mit ihm!“ Alles stürzt auf ihn ein, und hätten die Jäger ihn nicht gerettet, hätten sie ihn schrecklich gemißhandelt.

Am nächsten Morgen wurde er vor's Gericht gestellt und verhört. Die Herren in Obmis fragten ihn, was er damit gemeint habe, als er dem Jäger gedroht, er wolle ihm sein schwarzes Dach roth anstreichen. Er antwortete, damit habe er sagen wollen, daß er bei erster Gelegenheit dem Jäger den Kopf blutig schlagen wolle. Da haben sie gesagt, ja, so könne es verstanden werden, es könne aber auch so viel heißen, als er wolle das schwarze Dach des Jägerhauses in Feuer aufgehen lassen. Dann haben sie einen Burschen ihm gegenüber gestellt. Der hat ausgesagt, anderthalb Stunden vor dem Aufgange des Feuers sei Peter bei dem Jägerhause herumgeschlichen; der Hans Dreifer habe ihn auch gesehen, ja der habe ihn, den Zeugen nämlich, darauf aufmerksam gemacht. Hierauf haben die Herren ihn gefragt, ob es an dem sei, was der Bursche ausgesagt habe. Da hat er gesagt und bekannt, er habe sich an den Jägern rächen und ihnen einen schönen Baum aus dem Forste vor's Fenster setzen wollen. Ehe er darauf ausgegangen sei, habe er durch's Fenster geschaut, um sich zu überzeugen, ob die Jäger auch zu Hause seien, damit er im Forste nicht mit ihnen zusammentreffe. Das haben die Herren natürlich nicht glauben wollen und gesagt, er wolle sich nur psiffig herausreden, und Nothröhren habe jeder Fuchs. Am Ende haben sie ihm ein paar Schwefelkämpchen gezeigt und gefragt, ob er die kenne. Darauf hat er gesagt, daß es die seinigen seien, die habe

er zum Bienenschwefeln gebrauchen wollen. Dieselben seien beim Jägerhause gefunden, und wie sie dorthin gekommen? fragen sie ihn nun. Da erbleicht der arme Junge und sagt, das wisse er nicht. Die Herren aber sagen, so sprächen alle Verbrecher, wenn ihr Latein zu Ende sei, und er solle nur gestehen; denn daß er der Mordbrenner sei, sei klar wie die Sonne. Er hat's nicht gestanden. Da haben sie das arme Blut in ein dunkles Loch gesperrt. Einige sagten, er müsse zeit lebens, Andere dreißig Jahre gewiß sitzen. „Jahre lang im Gefängnisse schwächten“, — es muß ein entsefliches Wort sein für ein junges, frisches Leben. Das hat der Peter auch nicht ertragen. Er ist aus seinem Gefängnisse entsprungen und über die Elbe geschwommen. Seitdem hat kein Mensch wieder Etwas von ihm gehört. — Friedrich, ich sag's noch einmal: „Wer Ohren hat zu hören der höre“, und: „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein“, und der Apostel sagt: „Solches Alles ist thnen geschehen zum Vorbilde.“

Der Jüngling schwieg gedankenvoll, und zerdrückte eine Thräne im Auge. Einige Minuten war's still in der Stube, bis Friedrich das Schweigen unterbrach. Mutter, jezt weiß ich die Geschichte Eures armen Bruders, welcher mitunter noch von Einem und dem Andern im Dorfe genannt wird. Nun erzählt mir doch auch Eure Geschichte, und woher es sich schreibt, daß der Dreiser Euch so grausam falsch ist.“

Die alte Frau kämpfte sichtlich mit sich selbst, ob sie die Bitte des Jünglings erfüllen sollte oder nicht. Wohl dachte sie an das Sprüchwort: „Gethellter

Schmerz ist halber Schmerz“; aber sie mußte auch fürchten, mit der Erinnerung auch die Schmerzen der Erinnerung zu wecken und alte Wunden aufzureißen, die ja doppelt brennen. Endlich siegte die Bitte des jungen Mannes. „Ich will meinen Mund aufthun und alte Geschichten aussprechen“, flüsterte sie vor sich hin. „Ich will das Weh nicht in mir verschließen, daß es mich verzehre, sondern ich will's von dem wunden Herzen herunter erzählen, so wird's mir wieder leicht werden in der Brust.“

„Das Unglück des Bruders überlebte mein Vater nicht lange. Gleich nach Peters Flucht fing er an zu kränkeln, und das Jahr, in welchem ich eingesegnet wurde, war sein Todesjahr. Während der Krankheit des Vaters wußten Dreiser und meine Stiefmutter ihm auf alle mögliche Weise zu schmeicheln, bis sie erreicht hatten, was sie wollten und ihm das Herz gestohlen hatten. Als das Testament geöffnet wurde, da fiel dem Dreiser das ganze Erbe meines unglücklichen Bruders zu, und ich wurde mit einer nur verhältnißmäßig geringen Summe abgefunden. Bald darauf packte ich meine Siebensachen zusammen, gab der Pflegemutter die Hand und bedankte mich für das Gute, was sie mir erwiesen — und nahm Abschied vom Vaterhause. Ich dachte, das Herz müsse mir zerspringen. Die Frau des Eckbauers nahm mich in Dienst, bei der ich's gut hatte.“

Es ist ja einmal so, Friedrich, daß man eine Gegend am besten aus der Ferne überschaut; in der Nähe sieht man sie nur stückweise. So ging mir's auch, als ich das Elternhaus hinter mir hatte. Erst

da konnte ich die Erlebnisse aus meiner Vergangenheit klar überschauen, und so Manches, was ich längst vergessen, worauf ich als Kind nicht einmal geachtet hatte, wurde wieder in meiner Erinnerung lebendig. Friedrich, und es war Manches darunter, was den Bruder einst hätte retten können, wäre es nur vor die rechte Schmiede gekommen; — ach, nun ist's zu spät! Ich gedenke besonders einer Begebenheit. An jenem Unglückstage, der Polz so schwer traf, saß ich in einer Kammer unseres Hauses. Mein Bruder hatte Schwefelläppchen gemacht und bewahrte sie in einem hölzernen Kasten auf. Da kam Hans Dreiser, nahm die Läppchen und steckte sie in die Tasche. Dann ballte er, verstohlen auf mich blickend, Feuerschwamm, Flachs und Baumwolle in einen Klumpen zusammen, machte noch einen langen Schwefelfaden und schlich damit zur Thür hinaus. Am Abend brach das Feuer aus. Wenn mir dies so einfällt, habe ich wohl alle Ursache das Wort des Propheten nicht zu vergessen: „Und denke Keiner wider seinen Bruder etwas Urges in seinem Herzen“.

Dreiser ging mir bald auf Schritt und Tritt nach, während ich ihn mied, wo's sich irgend thun ließ. Ich haßte ihn bitterlich. Es war das nicht recht, ich hätte ihn eher bemitleiden sollen, wie ich's jetzt thue. Eines Abends saß ich allein unter der Linde vor dem Hause des Eckbauern. Ich hatte heiße Thränen geweint; denn es war der Todestag meines Vaters. Plötzlich trat Dreiser zu mir, lustig und guter Dinge, und fing von gleichgültigen Dingen mit mir zu sprechen an. Es ging mir durch's Herz, daß er nicht einmal durch sein

Andenken den Sterbetag dessen ehrte, dem er doch sein ganzes Hab und Gut zu danken hatte. Ich wollte mich still fortschleichen, er aber hielt mich zurück. „Ann-Marie“, sagte er, „warum gehst Du mir allenthalben aus dem Wege? Und ich habe Dich doch lieb, und wenn Du mein Weib würdest, hättest Du Dein gutes Brod.“ Da stieg es in mir auf. „Jetzt gieb's ihm, Ann-Marie“, dachte ich. „Sag einmal, Dreiser“, fragte ich ihn so ruhig, als ich konnte — es klopfte mir aber doch gewaltig das Herz dabei —, „was für einen Tag haben wir heute?“ „Nun, Donnerstag“, sagte er und guckte mich verwundert an. „An wen hast Du denn heute gedacht?“ fragte ich weiter. „An wen anders, als an Dich“, war seine Antwort. „Und weißt Du, an wen ich gedacht habe? An meinen seligen Vater, dessen Sterbetag heute ist. Dreiser, den hast Du bald vergessen. Und nun frage ich Dich noch Eines, woran ich heute auch noch gedacht habe. Sag einmal, Dreiser, wozu gebrauchtest Du an jenem Tage, als halb Polz in Feuer aufging, die Schwefelläppchen, die mein Bruder Peter gemacht hatte, und die Du aus dem Kasten nahmst, wohinein er sie gelegt hatte? Und wozu sollte der Schwefeladen dienen, den Du machtest, und der Klumpen, den Du aus Feuerschwamm, Baumwolle und Flachs zusammenballtest?“ Da erbleichte Dreiser, und wenn er noch eine Silbe zu antworten gewußt hätte! Ich aber ließ mich nicht stören und sagte ihm: „Dreiser, mich hast Du nicht lieb, das lügst Du; sondern mein Bißchen Vermögen, das Du mir aus dem Bauerhose nicht ausbezahlen möchtest, weil's Deine Kaffgierde nicht zuläßt, hast Du lieb.“

Und mein gutes Brod willst Du mir geben? Du hättestt blißwenig zu geben, wenn's nicht von dem Vermögen meines armen Bruders wär'. Wie Du dazu gekommen bist, das weißt Du besser als ich. Dreiser, der Herr unser Gott sei Richter zwischen meinem unglücklichen Bruder und Dir." Jetzt gedachte ich mich loszureißen und zu entfliehen, aber nun vertrat Dreiser mir den Weg. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen. „Dirn', sagte er langsam und seine Stimme zitterte vor Aufregung: „Ich kein Brod? Ich sage Dir, Du kömst noch einmal zu mir, und ich gebe Dir Bettelbrod. Und ist's nicht, so mag Dein Richter mich richten, zehnmal, tausendmal meinetwegen!“ Dazu lachte der Dreiser, daß mir's eiskalt über den Rücken goß.“

„Nun weißt Du's, Friedrich, was es ist, das den Schulzen treibt, mir ein Leid nach dem andern anzuthun. Der ausgesprochene Fluch läßt ihm keine Ruhe und nagt wie ein böser Wurm an seinem Gewissen. Will er nicht in ewiger Angst vor dem zukünftigen Gericht schweben, so muß er mich zwingen, Bettelbrod zu essen. Darauf hat er's auch sogleich angelegt. Zuerst wollte er mich, als ich noch unverheirathet war, um mein Erbtheil bringen. Es glückte ihm aber nicht. Besser gelang es ihm, nachdem ich mich verheirathet hatte. Mein Mann wurde fränklich und mußte sich auf Gefellen verlassen, die ihn auf alle Weise hintergingen. Kunden, die viele Tischlerarbeit gebraucht hatten, betrogen uns. Das Elbwasser zerstörte unsere Ernten — und so ging's Schlag auf Schlag, bis mein Mann keinen Einkauf mehr halten konnte. Da fiel er Drei-

fern in die Hände. Der borgte ihm Geld um hohen Zins, und konnte er zu der bestimmten Zeit nicht bezahlen, so borgte Dreiser auf's Neue und rechnete Zins auf Zins. Und als mein Mann heimging, da hatte Dreiser seine Absicht erreicht. Dies unser Haus mit den meisten Geräthschaften wurde dem Dreiser als Zahlung für das geliehene Geld zugesprochen — nur diese Stube haben sie mir gelassen, daraus darf Dreiser mich nicht verdrängen. Mein ganzes Vermögen ist bei all den Unglücksfällen mit daraufgegangen, und so bin ich denn blutarm. Ach, aber der größte Schmerz ist der, daß ich vier Kindlein habe zu Grabe geleiten müssen. Friedrich, all dieses Weh hat Thränen gekostet, und jede Thräne hat einen Strahl meines Augenlichts mit sich genommen. Jetzt ist's dunkle Nacht um mich, aber Thränen habe ich noch immer und auch Gelegenheit genug, sie zu vergießen.

„Aber der Herr tröstet, die geschlagenen Herzen sind; der Herr schlägt und heilet“ — es hat mir auch nicht an Trost gefehlt. Die Ann-Marie ist mein Augapfel, und Du, Friedrich, bist meine Freude. Von dem ersten Tage an, da mein seliger Mann Dich armen Waisen in die Lehre nahm, hat er Freude an Dir gehabt. Du und die Ann-Marie, Eure Herzen haben sich wie zwei Kinderherzen zusammen gefunden, und Euer Bund macht mich selig. Du guter Sohn, als ich fürchtete, nun dem Dreiser doch kommen zu müssen, um aus seiner Hand Bettelbrod zu empfangen, da hast Du mich und die Ann-Marie mit Deinem Wochlohn unterstützt, hast der Ann-Marie einen Webstuhl geschenkt, so daß wir nun vor aller Noth geborgen sind.

Dreiser glaubt freilich, uns wieder dadurch in die alte Noth zu stürzen, daß er Dich aus Caliß von Deinem Meister vertreibt; aber nun hilft's ihm nicht mehr. Haben wir Dich nicht, so haben wir jetzt den Webstuhl, der uns vor Mangel schützt.“ Reise setzte sie hinzu: „Laß sich nicht über mich freuen, die mir unbillig feind sind, noch mit den Augen spotten, die mich ohne Ursache hassen. Herr, du siehest es, schweige nicht; Herr, sei nicht ferne von mir!“

Da kam die Ann-Marie mit der Suppe und lud den Geliebten zum Essen ein. Dem Friedrich aber wollte die Speise nicht munden, obgleich er sonst kein Kostverächter war und am allerwenigsten dort, wo Ann-Marie die Köchin gewesen war, zumal wenn sie ihm, wie heute, sein Leibgericht mit einem Extragewürz vorsetzte. Wenn das Herz so gar voll ist, muß der Magen auf sein gutes Recht verzichten. Lieber redete der Jüngling ein Wörtlein oder zwei mit der Mutter und der Geliebten, so lange er's noch haben konnte. Er versprach, die Mutter noch aus der Fremde zu unterstützen.

„Friedrich, Dein Wille ist gut; aber man kann auch des Guten zu viel thun“, sagte die Mutter. „Du hast jetzt für Deinen eignen Heerd zu sorgen. Wir gebrauchen auch Deine Hülfe nicht mehr, uns ernährt der Webstuhl völlig. Drum laß das mit dem Herschicken und fange an, für Dich zu sparen.“ Das mußte der Jüngling versprechen. Auch gelobte er, von Zeit zu Zeit Nachricht von sich zu geben, bat aber zugleich die Frauen, sich nicht zu ängstigen, wenn einmal eine Zeitlang keine Nachricht von ihm einträfe, sinte-

mal er des Schreibens nicht kundig sei, und einen Brief von fremder Hand schreiben zu lassen, nicht allemal gelegen, auch nicht gerathen sei.

So lange der Jüngling sich auch bei den lieben Seinen aufzuhalten suchte, endlich schlug die Trennungsstunde doch. Friedrich faßte ein Herz. Er riß sich los von der Geliebten, warf hastig das Felleisen über den Rücken, ergriff Stock und Hut und reichte der Mutter die Hand zum Abschiede. Da schlug diese das weiße glanzlose Auge zu ihm auf, und an den grauen Wimpern zitterte eine Thräne. Ach, es ist ja etwas Ergreifendes um die Thräne in einem lichtlosen Auge. Und der Jüngling sank ihr zu Füßen und bat: „Mutter, segne Dein Kind.“ Da legte sie die zitternde Hand auf sein Haupt und flüsterte: „Und der Herr sprach zu Jacob: „Und siehe, ich bin mit Dir, und will Dich behüten, wo Du hinziehst, und will Dich wieder herbringen in dies Land.“ Amen.“ Dann zog er die Ann-Marie an sein Herz. „Ich bleib Dir treu, Ann-Marie, und unser Herrgott beschütze Dich.“ Er drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen und eilte aus dem Hause.

Die Ann-Marie stand da wie eine Bildsäule, und schaute nach der Thür, durch die der Geliebte verschwunden war. Es war ihr Alles so unerwartet gekommen, daß sie zu träumen glaubte, bis die Wöserin und die Gefährtin der Schmerzen, die treue Thräne, quoll und ihr gepreßtes Herz erleichterte. Die alte Mutter aber saß gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen da und betete leise: „Und Tobias sprach: „Weine nicht; unser Sohn wird frisch und gesund hin

und wieder ziehen, und Deine Augen werden ihn sehen; denn ich glaube, daß der gute Engel Gottes ihn geleite.“ Und die Jungfrau wurde ruhig. Sie trat in das Schlafkammerlein und machte die Thür hinter sich zu. Was sie dort gethan, weiß ich nicht; sie machte ja die Thür hinter sich zu. Ich denke aber, sie hat gethan nach dem Befehl Christi, und wenn Du den wissen willst, so nimm das Bibelbuch zur Hand und schlage Matthäi 6, 6 auf, dort steht er.

Nach einer Stunde saßen die beiden Frauen wieder auf ihren Plätzen. Die eine spann und die andere webte — und Keiner von Beiden ging's von der Hand. Sie sprachen nicht. Nur einmal blickte die Jungfrau auf und fragte die Mutter: „Ob Dreiser uns wohl jetzt in Ruhe läßt?“ Und die Mutter erwiderte: „Wie Gott will.“

Gott wollte das Gegentheil von ihrem Wunsche. Eher als sie's ahnten, „spannte der Gottlose den Bogen, legte er seine Pfeile auf die Sehnen, damit heimlich zu schießen die Frommen.“ Denn eben hatte die Blinde ihr „Wie=Gott=will“ ausgesprochen, da trat Dreiser schon herein, auf seinem Antlitze ein teuflisch-höhnisches Grinsen. „Tischlersch“, sagte er, „als ich diese alte Baracke Dir abnehmen mußte, hab' ich Dir eine Wohnung drin versprechen müssen; das hat seine Richtigkeit. Allein es ist nicht abgeblasen, daß es just diese schöne Stube sein soll. Nun habe ich für diese halb und halb einen Miethsmann, und ist's damit Nichts, will ich sie zum Kornboden gebrauchen. Drum habe in der Hinterkammer einen Ofen setzen lassen, darin

habt Ihr beiden Weibzleute Platz die schwere Menge — und morgen schert Ihr hinein.“

Da wurde die Ann-Marie bleich wie der Tod, und der Blinden sanken kraftlos die Hände in den Schooß.

„Dreiser, das kann Euer Ernst nicht sein“, flehte Gene. „Mein richtiger Ernst!“ unterbrach sie roh der Bauer. „Das fehlte noch, mit Lumpenpack Spaß zu treiben, den ich ohnehin nicht verstehe.“

„Dreiser, in der Kammer ist kein Platz für den Webstuhl, und kann ich den nicht aufschlagen, wie soll ich dann die arme blinde Mutter ernähren?“ sagte das Mädchen.

„Was schert mich Dein Webstuhl“, schrie der Schulze. „Die Stube geräumt und damit Basta! Dich dulde ich ohnehin nur aus Gnade und Barmherzigkeit in der Wohnung; denn der Contract lautet auf Deine Alte und nicht auf Dich. Du solltest übrigens in Dienst ziehen und Leuten nütze werden, das würde Dir gut thun. Für Deine Alte soll schon gesorgt werden, dafür bin ich Armenpfleger.“

„Dreiser“, sagte die Blinde, „ich hör' Dich gehen. Der Fluch von damals drückt Dich. Laß Deinen Groll fahren und verkümmere meine paar Tage nicht noch mehr, als Du schon gethan hast. Du selbst hast doch den größten Schaden davon.“

„Ich sage, die Stube geräumt!“ brüllte der Bauer und schlug die Thür hinter sich zu, daß es krachte.

Die Ann-Marie weinte laut auf: „Mutter, Mutter, nun mußt Du doch noch Bettelbrod essen!“ rief sie. Die Mutter hingegen saß ruhig da: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich

fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?“ betete sie inbrünstig.

3.

Am nächsten Nachmittage begab sich der „Schipper-Dellst“ mit dem Orgelmann auf den Weg von Polz. Dieser krückte trotz seines Stelzfußes und seines Alters so rüstig vorwärts, daß der Schiffer Mühe hatte, ihm zu folgen. Möglich blieb „Schipper-Dellst“ stehen. „Stopp, Better Orgelmann! Stopp!“ keuchte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Laß uns piano segeln! Warum alles Leinenzeug beisehen? Dein Holzbein hat gut marschiren, das wird nicht marode; aber mein Gangwerk von Fleisch und Bein ist mörderlich lahm“. — Mittlerweile mußte ihm auch Etwas in die Augen fallen, denn er reckte sich noch um einige Zoll höher, legte die Hände über die Augen und blickte den Weg entlang. „Better Orgelmann, sez' einmal Deine Feldbrille auf und guck in den Wind aus — was für Einer mag das sein, der dort in unserem Fahrwasser uns entgegen kommt?“ Der Angeredete setzte die Feldbrille auf, d. h. er legte ebenfalls die Hände über die Augen und schaute vor sich hin.

„Schipper=Vellst, das ist ein Handwerksbursche.“

„Richtig!“ brummte der Schiffer, und hielt noch immer sinnend die Hände über die Augen. „I, dies schlägt doch ein, wie das Gewitter in die Trommel!“ rief er mit einem Male. „Better Orgelmann, das paßt ja, „wie die Faust auf's Auge“ — das ist ja der Friedrich, der Bräutigam von der Ann-Marie, was die Tochter der Blinden ist, zu der Du willst. Da Dich die Tischlerwittwe interessirt, so wird Dir's Lieb sein, auch diesen kennen zu lernen. Die Ann-Marie — Steuer- und Backbord, das ist 'ne Dirn! Hätt' ich meine Alte nicht, und sie den da nicht — ich alter Kerl wäre ein Narr und würfe den Entershafen nach ihr aus. Nun, der „Jongi“ (Junge) da, ist auch nicht zu verachten, und das Herz hat er accurat dort, wohin es gehört.“

Mittlerweile kam der Handwerksbursche näher. Der Alte vertrat ihm den Weg. „Stopp, Friedrichs-Better! Leg mal 'nen Augenblick bei. Sag mal „Jongi“, du bist doch nicht flott geworden? Wie ich sehe, segelst Du ja mit voller Takelage in die Welt hinein. Wie hat sich das?“ — Da erzählte der junge Mann, wie Dreiser den Meister veranlaßt habe, ihm den Fremdzettel zu geben. „Nun Friedrichsbetter, kömmt Du von Deiner Ann-Marie und ihrer Mutter?“ fragte der Alte weiter. Der Jüngling bejahete es. „Du bist aber doch vernünftig gewesen, Friedrichs-Better“, fuhr der Schiffer fort, „und hast gedacht: „Eine Hand wäscht die andere“ und „Eine Lebe ist der andern werth“ — und hast den Schlapps von Dreiser in seine blinden Kajütenfenster gehauen, daß

ihm für den Augenblick das Ausgucken vergangen ist?“
„Nein, Schipperböllst“, erwiderte Friedrich. „Ich hatt’ wohl Lust dazu; aber Mutter sagte, man müsse nicht Böses mit Bösem vergelten, — und ich glaub’, sie hat Recht!“

„Better Friedrich, besser ist besser“, meinte der Alte nun auch. „Mit vollen Segeln fährt man nicht sturman, und je kräftiger man in’s Wasser schlägt, desto höher spricht es. Nun, Friedrich, zieh’ mit Gott“, sagte der Alte weich. „Vater und Mutter hast Du nicht, darum wird er um so mehr mit Dir sein, und darum kannst Du Ihm um so mehr vertrauen. Den bösen Gesellschaften geh’ aus dem Wege. Auch giebt’s ein Handwerksburschen = Sprichwort, das lautet: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen.“ Sieh, Friedrichs-Better, das ist ein Lumpen- und Fechtbruder-Spruch. Und das sage ich Dir im Guten, Friedrich, wirfst Du mir die Ann-Marie über Bord, Friedrich, so komm mir nicht wieder in mein Fahrwasser, Friedrich; oder ich fahre Dir zwischen die Planken, daß Du kentern sollst, wie eine lecke Zicke ¹⁾. Verstanden, Jongi? Und kommst Du in Dömitz, so laß Dir von meiner Alten das Felleisen spicken — und nun leb wohl, Herzensbetter.“ Da ging der Jüngling gerührt von dannen. Der „Schipper-Dellst“ aber wandte sich noch einmal um. „Friedrichs-Better!“ rief er, und als der Gerufene sich zu ihm wandte, sagte er: „Hinterm Ofen hängt meine Pudelmütze mit den Ohrenklappen,

¹⁾ Zicke oder Zille, ein kleiner Eselkahn ohne Deck.

die laß Dir von meiner Alten geben; ein Gut ist keine Tafelage für eine Winterfahrt.“ —

Je näher sie an Polz kamen, desto langsamer wurden des Orgelmannes Schritte. Hier und dort blieb er stehen und betrachtete wehmüthig ein Plätzchen, einen Baum, einen Hügel, dann fuhr er wohl mit der Hand über die Augen, als sei ihm Etwas hineingekommen. Das Gehöft Dreifers betrachtete er lange. Der „Schipper-Dellst“ machte sich mit dem treuen Hunde zu schafffen und that gegen den Orgelmann, als höre und sehe er Nichts.

„Da wären wir!“ sagte der Schiffer und trat mit dem Orgelmann in die Stube seines Bruders. Der empfing ihn mit einem freundschaftlichen Vorwurf über seine spärlichen Besuche. „Wer will was gelten, der komme selten!“ entgegnete der Alte, „und was ich sagen wollt’, Bruderherz“, fuhr er fort, „hier bringe ich Dir einen Gast, den sollst Du aufnehmen, so oft er bei Dir vorspricht; versteht sich, für Geld und gute Worte, aber von beiden nicht zu viel. Du weißt ja, Bruderherz, leben und leben lassen! Der Vetter ist ein Orgeldreher; aber keiner von der Race, die nur dazu da ist, um unsern Herrgott und ehrliche Leute zu ärgern.“ Und nun empfahl er seinen Schüpling dem Bruder so sehr, daß dieser, wohl oder übel, dem Wunsche des Dömitzers nachzukommen versprechen mußte.

Jetzt ließ der Orgelmann sich die Stube der Blinden zeigen, und er trat ein. Bleich und verweint saß die Ann-Marie hinter dem Webstuhl. Die Blinde hatte die Hände gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich. Ihre Tochter und der liebe Gott wußten’s, daß sie betete.

Der Blick des Orgelmannes überslog die Stube. Eine bittere Armuth grinste ihm aus allen Ecken und Winkeln entgegen. Da zuckte es ihm um die Mundwinkel. Er hätte vor Weh laut aufweinen mögen. Doch verbiß er den Schmerz. Straff und gerade richtete er sich vor der Blinden auf, etwa wie ein Grenadier des alten Frits vor einem entscheidenden Kampfe. Die Alte saß mit gesenktem Haupte da und schien den Eintretenden nicht bemerkt zu haben. „Frau“, sagte er nach kurzem Gruß, „ich bin einer von den Soldaten des alten Frits und habe einen Gruß an Euch von Eurem Bruder Peter zu bestellen.“

Die Blinde richtete sich auf und das todte Auge schaute weit geöffnet den Sprechenden an, als müsse es mit Gewalt einen Lichtstrahl von dem auffangen, der den Brudergruß brachte. So saß sie schweigend, und es war, als wäre ihr Geist abwesend. Plötzlich erzitterte auf dem gramgefurchten Antlitze das ganze Weh des Herzens, ein Thränenstrom brach aus dem lichtlosen Auge hervor, und beide Hände erhebend hauchte sie mit unendlich schmerzlicher Stimme: „Armer Bruder!“ Da war der straffe Krieger geschlagen. „Schwester! Schwester!“ rief er und sank der Blinden um den Hals — und zwei Unglückliche hielten sich umschlungen, und zweier Unglücklichen Thränen strömten, und lösten die kalten Bande des Schmerzes, welche ein endloses Leid um ihre Herzen geschlungen hätte.

Es verging eine geraume Zeit, eh' die Aufregung des Wiedersehens sich etwas gelegt hatte und die Annamarie den Dunkel begrüßen konnte. Die Blinde fuhr

dem Bruder betastend über das Antlitz. „Ach Bruder, ich kann Dein liebes Angesicht nicht sehen; Gott will's nicht. Mein armes Gesicht ist erblindet. Aber beschließen kann ich's. Ja, Bruder, das sind noch all die lieben Züge, wie sie mir aus meiner Jugend erinnerlich sind. Glaub's mir, Bruder, unter Tausenden wollt ich Dich noch erkennen, wenn es mir nur vergönnt wäre, einen einzigen lichten Blick auf Dich zu werfen.“ Ihre Finger berührten jetzt die Narbe im Gesichte. „Was ist das, Peter?“ fragte sie besorgt. „Eine solche Stelle habe ich damals in Deinem Gesichte nicht bemerkt.“ „Es ist ein vernarbter Säbelhieb“, erwiderte der Befragte. „Armer Peter, Du hast gewiß Schweres erduldet!“ sagte voll Mitleid die Blinde. „Aber sonst bist Du doch wohl heil ausgegangen? Zeig mir Deine rechte Hand — und nun die linke. Gott sei Dank!“ seufzte sie aus tiefer Brust, „Du bist doch kein Krüppel geworden.“ Und wie er nun neben ihr auf einem Stuhle saß, so legte sie ihre Hand auf sein Knie. Da berührte sie das Stelzbein. „Großer Gott, Peter, wo ist Dein Fuß?“ rief sie voll Entsetzen und weinte laut auf.

„Schwester“, tröstete der Bruder, „nun ist ja längst Alles gut. Eine Kanonenkugel hat ihn mir genommen.“

„Armer, armer Bruder!“ jammerte die Blinde und fuhr ihm mit der dünnen Hand über das gefurchte Antlitz.

„Und doch bist Du viel unglücklicher als ich“, erwiderte der Orgelmann. „Mein Bein läßt sich ersetzen, aber Nichts ersetzt Deine Augen.“

„Meine Augen ersetzt mir die Liebe meiner Ann-Marie. Peter, Du aber stehst allein in der Welt und keine Seele ist um Dich gewesen, die Dich lieb hat.“

„Keine Seele“, erwiderte der Greis. „Meinen Hund, meinen treuen Fründschließe ich aus.“

„Du bist viel unglücklicher als ich“, sagte weich die Blinde. „Ein Herz das nicht geliebt wird, ist schlimmer daran, als ein Auge, das kein Lichtstrahl erhellt.“

Wieder entstand eine Pause, in der Jeder sich seinen Gefühlen überließ. Allmählich wich der Schmerz einer stummen Freude, einer Freude, wie sie den beiden Alten hier wohl noch nimmer zu Theil geworden war. Hatten sich doch gefunden, die einander längst als Töbte betrauertem und die Hoffnung, sich noch einmal auf dieser Welt zu sehen, seit Jahren aufgegeben hatten.

Nach einer Weile fragte der Greis: „Halten die hier im Dorfe mich noch immer für einen Brandstifter?“

„Noch immer!“ antwortete wehmüthig die Schwester. „Das junge Geschlecht weiß von dem grausamen Brande ja nur vom Hörensagen. Allein sie hassen Dich eben so arg, wie die Alten, und läm's heraus, daß Du wiedergekommen wärst, es würde Dir schlecht gehen.“

„So muß ich ein Gast sein im eigenen Hause, ein Fremdling in der Heimath“, seufzte der Greis. „Und was denkst Du von mir, Schwester“, fragte der Greis nach einer Weile mit zitternder Stimme.“

„Du bist unschuldig, Peter. Ich weiß es“, sagte fest die Gefragte. Da drückte der Greis ihr die Hand. „Habe Dank für Dein Vertrauen, Du treue Seele!“

sagte er warm. „Ja, ich bin unschuldig. Und wollen's auch die Menschen nicht wissen, Gott weiß es. Die Herren in Dömitz haben mich damals gequält, ich sollt's gestehen, daß ich der Verbrecher sei. Lieber Gott, ich konnt's ja nicht; denn ich war's ja nicht! Aber was sollt' ich zu meiner Rechtfertigung anführen? Das, was dazu dienen konnte, glaubten sie nicht, und was den Verdacht gegen mich vergrößerte, das ergriffen sie begierig. Ich verdenk'ts ihnen nicht. Es sprach zu Vieles für meine Schuld, und sie mußten ihre Schuldigkeit thun. Und als sie Nichts aus mir herausbringen konnten, da sagten sie, meine Schuld sei ja haarklein bewiesen, und — gestanden oder nicht gestanden — aus dem Gefängnisse komme ich nun und nimmer. Da saß ich denn in der dunklen Zelle. Das kleine Fenster hoch in der Wand gönnte mir nicht den kleinsten Sonnenstrahl, und erklimm ich's einmal, dann starrte die kalte Festungsmauer mich an. So war denn Alles für mich verloren. Wie ein schwarzes schreckliches Gespenst stand ein jahrelanges Gefängnißleben vor meiner Seele, dabei Ehre, Achtung, Liebe — Alles, Alles im Waterdorfe dahin. Gott verzeih mir's, daß ich da verzweifelt bin und gedacht habe, Gott könne mir nimmermehr helfen und sollt's geschehen, müßt' ich's selber thun. Und als eines Tages der Wächter meine Gefängnißthür nicht fest verschlossen hatte, von wegen weil er mir traute, da ich mich so ruhig in mein Schicksal ergeben zu haben schien — da schlich ich hinaus, lief auf die Mauer, sprang über zwanzig Fuß tief hinunter,

! Jede Nacht für Dein Besten. Dr. med. G. G.

rannte über die „Kundeschaft“¹⁾, schwamm durch den Johannisgraben, eilte über den Werder und stürzte mich in die Elbe. Meine Aufregung war entsetzlich, und ihr habe ich's wohl nächst Gott zu danken, daß ich glücklich das andere Ufer erreichte. Dort brach ich zusammen. In diesem Augenblicke donnerte jenseits das Signal der Lärmkanone, das die Umgegend zu meiner Verfolgung auffordert. Es war das vergebliche Mühe. Ich war ja auf fremdem Grund und Boden, also gerettet. Auf der mecklenburgischen Seite standen noch einige von meinen Verfolgern und blickten erstaunt zu mir hinüber. Keiner hatt's wohl erwartet, daß ich das Ufer erreichen würde.

Aber was nun anfangen? Die Frage fiel mir nicht ein. Gleichgültig folgte ich dem Strome nach aufwärts. Ich war noch nicht lange gegangen, als ich auf einen preussischen Soldaten stieß. Er schaute verwundert in mein verstörtes Gesicht. „Aha, Freund“, sagte er, „dort drüben hörte ich vorhin die Lärmkanone; Ihr könnt mir gewiß am besten sagen, was das zu bedeuten hat?“ Ein Wort gab das andere, und ehe eine Viertelstunde verging, war ich preussischer Recrut. Das dargebotene Handgeld schlug ich aus. Was nützte es mir auch; Kleidung und Nahrung wurde mir ja geboten, und ein Grab hoffte ich zu finden.

Ich kam nach Berlin. Dort wurde ich als Grenadier einexercirt. Kaum war das geschehen und ich in ein Corps eingereiht, so commandirte der Frik uns

¹⁾ Die Contrescarpe nennen die Dömitzer „Kundeschaft“ und machen sich so das ausländische Wort mundgerecht.

in Sachsen hinein, das bald eingenommen war. Aber was ich gehofft hatte, nämlich eine Kugel für mein verzweifeltes Herz, fand sich hier nicht. Im nächsten Jahr aber kam's anders. Zuerst zogen wir in Böhmen ein und lagerten uns vor Prag. Dort sollte ich erfahren, was eine Schlacht sei. Da standen wir Grenadiere in Reih' und Glied und uns gegenüber die östreichischen Kanonen. Der alte Schwerin commandirte uns, den hatte ich besonders lieb, denn unser seliger Großvater hatte schon unter ihm gedient und unter ihm gegen die Hannoveraner gefochten. Der Alte trat vor. „Hurrah!“ schrieen wir. „Gewehr zur Attacke!“ commandirte er. Ich hatt's Beten in meinem Unglücke fast verlernt; aber nun betete ich schnell ein Vaterunser, noch einmal dachte ich an die liebe Heimath — da wirbelten die Trommeln und vorwärts ging's gegen die Batterien an. Plötzlich brüllten diese auf, und wie wenn der Wind über die Stoppeln fährt, sausten die östreichischen Kugeln durch unsere Glieder. Der brave Schwerin lag zerschmettert am Boden und neben ihm ganze Rotten tapferer Grenadiere. Ein Anderer entriß dem gefallenen General die Fahne, wir rückten zusammen, und vorwärts ging's wieder. Was weiter um mich geschehen ist, weiß ich nicht. Aber als die Schlacht zu Ende war — da lebte ich noch, und mit mir das alte Leid und Weh im Herzen. Du glaubst gewiß, daß ich da auf die Knie gesunken bin und dem lieben Gott gedankt habe, daß Er mich beschützt hatte „vor'm bösen, schnellen Tod“. Ach nein, Schwester, ich habe im Gegentheil mit dem lieben Gott gehadert, daß Er mich nicht durch eine Kugel von dem Leid meines

Lebens erböt hatte; so muthlos hatte mich das Unglück gemacht, das ja auch wie ein Strahl aus blauem Himmel über mich gekommen war und mir Alles und Alles bis auf's nackte Leben genommen hatte. Die Zukunft stand doppelt schwarz vor meinen Augen, und ich malte es mir aus, wie ich nach Beendigung des Krieges — vielleicht gar ein Krüppel — nirgends zu bleiben wisse. Von Preußen konnte ich höchstens Bettelbrod erwarten, und im Vaterlande drohte mir das Zuchthaus. In der Schlacht bei Kollin dachte ich gewiß, daß meine letzte Stunde geschlagen habe; doch dieser Säbelhieb über's Gesicht war Alles, was ich davon trug. Aber in der Schlacht bei Leuthen sollte meine Stunde schlagen.

Die Zeit begann allmählich das Weh im Herzen zu lindern. Schon im Winter hatte ich einzelne Stunden gehabt, in denen ich meine Lage klar und ruhig überschauen konnte, und solcher Stunden kamen mir jetzt mehr und mehr. Da sah ich denn ein, wie sündlich ich an Gottes Barmherzigkeit gezweifelt hatte. In solchen Stunden konnte ich dann wieder heiß und innig beten, wie einst im Elternhause. Dennoch erfreute ich mich solcher Stunden im Ganzen immer nur weniger. Die meiste Zeit über war ich düster und voll Verzweiflung. Viel trug hierzu auch das Soldatenleben bei. Ich konnt's nicht anwenden, es war mir zu wild und roh.

Als wir Grenadiere in der Schlacht bei Leuthen vor commandirt wurden, war ich ruhig und weich gestimmt. Ich bat den lieben Gott um einen seligen Soldatentod. Das Commandowort erscholl, und vorwärts stürmten wir Grenadiere. Da dröhnte ein ent-

fehlicher Schlag an mein Bein, so daß ich ohnmächtig zusammenstürzte. Erst am späten Nachmittag weckten mich die rasendsten Schmerzen. Ich befühlte mit größter Anstrengung das brennende Bein — großer Gott, da war es zerschmettert! Und um mich her jammerten die Tausende von Verwundeten, während andere den sanften Todesschlaf schliefen. Ach, da ist mir's wie dem Hiob ergangen — ich habe mit Gott gehadert und den Tag meiner Geburt verwünscht.

Und wie ich so auf der kalten Erde lag, meine Glieder schrecklich brannten vor Schmerz und mein Herz vor Verzweiflung schier brechen wollte, und um mich her die Verwundeten ächzten und stöhnten — da ertönte plötzlich aus dem Munde eines alten Soldaten das fromme Lied: „Nun danket alle Gott“; denn unser Fritz hatte ja die Schlacht gewonnen. Todtenstill wurd's um die Wachtfeuer her, die Verwundeten lauschten, und mir war's, als ob der Wind nicht mehr so laut fause — und mit einem Male brauste aus tausend und abermal tausend Kehlen der Lobgesang in die stille Nacht hinein und zum blauen Himmel hinauf. Selbst die Verwundeten stimmten mit ein, und wer's nicht konnte, der betete wenigstens still vor sich hin. Und als die letzten Worte des Liedes verklangen:

„Und uns aus aller Noth
Erlösen hie und dort“ —

da weinte ich helle Thränen. Obgleich ich Höllequal an den Wunden litt, so war's Herz mir leicht wie ehemals. Auf dem Felde aber war's still wie in der Kirche. Selbst die Schwerverwundeten verbissen auf einige Minuten den Schmerz. Gewiß die Meisten bewegten ein

Gebet in ihrem Herzen, und auch ich betete ein Vater-unser. Dann sank ich wieder zurück. Aber es war mir, als brenneten die Wunden weniger, als sei der Erdboden lange nicht so feucht, die Nacht nicht so dunkel, der Wind nicht so kalt wie erst. Ich fiel in einen leichten Schlaf, und mir war's, als wäre ich noch im lieben Elternhause. Du, mein kleines Schwesterlein, spieltest in der Stube, und die arme Mutter lag auf ihrem Krankenlager, und ihre sanften Augen blickten in meine Seele hinein — und da ward sie blässer und blässer, und leise rief sie mich zu sich, und ich beugte mich über sie und weinte, und ihre kalten Rippen küßten mich, und sie sagte: „Leb' wohl, Peter. Bete! Beten hilft in Noth und Tod. Der Herr spricht: „Ich habe Dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich Dich sammeln. Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von Dir weichen.“ Da ist mir's wie dem Paulus ergangen, es ist mir ein Schuppen von den Augen gefallen, und in meinem dunklen Gemüth ist's sonnenhell und sonnenwarm geworden, und ich habe die Hände gefaltet und gesagt: „Vergieb, lieber Gott, ich bin ein ungläubiger Thomas gewesen!“ Da haben die Wunden freilich fortgebrannt, bis in die Fingerspitzen und Fußzehen hinein, aber mein Herz hat sich wohl gefühlt, wie lange nicht.

Mein Fuß ging verloren, im Uebrigen aber wurde ich wieder gesund und stark. Weil ich mich denn in allen Schlachten brav gehalten hatte, so erhielt ich auch meinen Abschied nicht, sondern der alte Fritz

schickte mich nach Berlin, wo ich die jungen Recruten mit einexerciren mußte. Ich habe manchen Landsmann einexercirt, und das war allemal eine Extrafreude für mich. Nach dem Kriege erhielt ich Arbeit im Zeughause und hatte also wieder mein täglich Brod. Als aber Seidlitz und Ziethen und der alte Friß todt waren — ja, Schwester, „da kam ein neuer König auf in Egyptenland, der wußte Nichts von Joseph und seinen Brüdern.“ Meinen Posten erhielten junge Soldaten, und über Jahr und Tag war ich vergessen. Ich hab's dem lieben Gott aber gleich gesagt, so'n Esel wäre ich nicht wieder, gleich das Herz zu verlieren. Am Ende aber wurd's doch böß und es hieß: „Nun bettle, stiehl oder verhungere“ — und ich hatte zu Keinem Lust. Da bürstete ich meinen Rock ab und ging nach Magdeburg zu meinem alten Hauptmann. Ich traf ihn auch glücklich und sagte ihm „so und so“ und erzählte ihm offenbar meine ganze Lebensgeschichte. Da trat er dicht an mich heran und strich mir freundlich mit der Hand über's Gesicht und sagte: „Armer Schelm!“ Er besann sich einen Augenblick: „Helfen muß ich Dir, das bin ich Dir von Gottes und Rechts wegen schuldig. Ich weiß es noch recht gut, wie Du mich bei Collin rettetest, als die wüthenden sächsischen Reiter unsere Grenadiere zusammenhieben, wobei Du jene Narbe erhieltest. Aber wie soll ich Dir helfen?“ fragte er nach einiger Zeit. „Ja, wenn ich's hätte, wie ich's nicht habe, solltest Du's in Deinen alten Tagen gut haben. — Was sagst Du, wenn ich Dir eine Drehorgel schenkte?“ Einen Augenblick sann ich nach, da fiel mir das schöne Lied

ein: „Nun danket alle Gott“, und wie es mich damals so wunderbar gestärkt hatte. Ich sagte, ja, eine Drehorgel nähme ich mit Dank an; aber zuerst müsse man darauf spielen können: „Nun danket alle Gott“; dann „Befehl du deine Wege“, dann noch andere schöne Volkslieder.

So wurde ich nun ein Orgelmann. Gebettelt habe ich nie. Nur was man mir freiwillig gab, hab' ich genommen, und man hat mir reichlich gegeben. Wohin ich das erste Mal mit meinen Liedern kam, gab man mir; das zweite Mal gab man mir gern, das dritte Mal mit Freuden. Meine Lieder hörten Alle gern, viel lieber als die Totenlieder der andern Spielmänner. Nun habe ich mir einen zweirädrigen Karren angeschafft, der die Drehorgel trägt und den mein treuer Fründ zieht. Schwester, Noth habe ich nie gelitten, aber je älter ich wurde, desto heißer brannte in mir die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande. Da bin ich denn manchen lieben Tag an der mecklenburgischen Grenze hingezogen und habe mit dem Herzen voll Weh ins Vaterland hineingeschaut. Ach, das machte das Heimweh noch schmerzlicher brennen! Es ging mir wie Einem, der mit dem brennendsten Durst vor dem Wasser stand und doch nicht trinken durfte.

Endlich ist mein heißester Wunsch doch erfüllt. Ich hörte, wie das Franzosenvolk in Mecklenburg hauste und wie dort Alles drunter und drüber ging. Da dachte ich, jetzt dürste ich's wohl wagen und die Heimath wieder auffuchen, jetzt werde Niemand auf mich achten. Gestern stand ich an der Elbe. Dort

lag Dömitz, dort Polz — ach! und ich Greis habe wie ein Kind geweint. Auch am Grabe unserer Mutter bin ich gewesen, kaum ist die Stätte noch zu kennen. Gottes Barmherzigkeit aber sorgte sogleich für mich. Ich traf mit dem alten biedern Mahne zusammen, der hat mich die Nacht beherbergt, hat mir zuvörderst von Dir erzählt, hat mich heute zu Dir gebracht und seinen Bruder veranlaßt, daß er mich so oft beherbergen will, als ich hieher komme. So kann ich nun mit meiner Schwester wieder unter einem Dache wohnen. Und nun, Schwester, ist mir so wohl, so wohl ums Herz! Ach ich möchte nimmer wieder aus Polz hinaus. Und nun faltete der Greis die Hände und betete halblaut: „Ach Herr, Herr, laß mich doch bleiben im Lande meiner Väter; und legst Du mich zur Ruhe, so set's doch im Lande meiner Väter!“

4.

Die Blinde hatte, wie es der Schulze befohlen, schon am nächsten Morgen ihre Stube mit dem ihr angewiesenen Hinterstübchen vertauscht. Was Dreiser aber dadurch zu bezwecken gehofft hatte, blieb aus — die Blinde und ihre Tochter aßen kein Bettelbrod. Diese hatte

freilich den Webstuhl zurücklassen müssen, und das Herz hatte ihr darob geblutet; aber nun regierte sie statt des Weberschiffchens die Nadel, und im Sommer ging sie wie immer auf Tagelohn. Die Alte hingegen strickte und spann, spann und strickte. Dennoch hätten sie und namentlich in den Wintertagen gewiß oft bitteren Mangel leiden müssen, denn Frauenarbeit — Hungerlohn, und der Schulze machte ihnen auch manchen Kunden abwendig, — wenn der Orgelmann nicht gewesen wäre. Dessen Orgelkasten aber ersetzte völlig und oft ein ganzes Stück darüber hinaus den Webstuhl. Wie einst in Preußen, so war jetzt in Mecklenburg Gottes Segen mit dem Orgelmann. Schon im zweiten Jahre war der Orgelpeter — wie er sich nennen ließ — bei Alt und Jung gern gesehen, und besonders war er der erklärte Liebling der Kinder. Und jedesmal, wenn er, von seiner Rundreise heimgekehrt, in Holz vorsprach, konnte er der Schwester ein hübsches Sümmchen in den Schoß schütten, ja späterhin gar manchen Wildemanns-Gulden für künftige Nothtage in die hohe Kante setzen.

Eines drückte den Orgelpeter schwer. Er war noch immer ein Heimathloser in der Heimath. Nur kurze Zeit durfte er bei der Schwester weilen, mußte seinen Namen und seine Beziehung zu der Blinden ängstlich verschweigen. Dennoch durfte er von Glück sagen, daß die Wirren der Zeit die Aufmerksamkeit der Polizei — deren Geruch und Gehör und „Fassungsvermögen“ allerdings damals nicht so ausgebildet war, wie heut zu Tage — von ihm ablenkten. Die wenigen

Stunden, die er bei der Schwester verleben durfte, waren aber auch Stunden der Seligkeit für die alten Leute.

Kurz und gut, die kleine Familie im Polzer Büdnerhäuschen lebte zufrieden mit ihrem Schicksale. Ann-Marie vermiffte allerdings ihren Friedrich, allein er gab ihr oft Nachricht von Schwerin aus, wo er arbeitete. Freilich hatte er das letzte Mal geschrieben, daß er in's Ausland zu gehen gedenke und darum wohl in langer Zeit keinen Brief senden werde; aber Ann-Marie wußte den Geliebten ja in Gottes Hut, darum nahm sie die Nachricht mit Ruhe auf. —

So verging ein Jahr um's andere, und das Jahr 1809 war herangekommen. Wer kennt es nicht, das Jahr 1809? Wie der Märzmonat durch einzelne Wonnitage den nahenden Frühling verkündet, so brachte es dem armen geknechteten Deutschland die Vorboten der nahenden goldenen Freiheit, nämlich die Vorkämpfer derselben, denen es freilich nicht vergönnt war, die Sieger-, wohl aber die Märtyrerkrone zu erringen, und diese ist auch ein Siegeszeichen.

In Dömitz ging es bunt her. Der Schill war mit seinen Husaren über die Elbe gekommen und hatte die ehrsame Besatzung der Festung, etwa sechzig mecklenburgische Invaliden, überrumpelt und den Commandanten des „festen Hauses“ gefangen genommen. Er selbst — ich meine den Schill — hatte freilich nach einigen Tagen mit seinen Husaren wieder seinen Zug fortgesetzt, aber einen wunderbarlich zusammengewürfelten, mit Piken bewaffneten Troß, die sogenannten Pikenjungen, zurückgelassen, welche die Festung kacklich besetzt

hielten. Am jenseitigen Elbufer aber rührte und regte es sich hinter dem hannöverschen Elbdeiche, wie in einem Ameisenhaufen, und hinter demselben kam der jähende Schlund eines Kanonenrohres nach dem andern zum Vorschein. Es waren die Holländer, welche drüben Anstalt zur Wiedereroberung der Festung machten.

Oestlich von der Festung liegt das Städtchen Dömitz. Auf dem niedrigen Erdwalle, der die Stadt vor den Fluthen der Elbe zu schützen die Bestimmung hat, standen eine Menge Bürger des Städtchens und warteten ängstlich der Dinge, die von drüben kommen sollten. Auch der Orgelmann befand sich darunter, zu dem sich gleich darauf der Herr Amtmann gesellte. Dieser grüßte den Greis freundlich. „Was haltet Ihr von den Anstalten drüben, Orgelmann?“ fragte er ängstlich.

„Wollen wünschen, Herr Amtmann, daß es nicht so heiß geessen, wie aufgefüllt wird. Kommt's zum Auspuken, bedauere ich die arme Stadt. Das Beste wäre, die Schill'schen räumten die Festung, die sie mit ihren Piken ohnehin nicht halten können.“

„Und was haltet Ihr alter Kriegsmann von dem ganzen Unternehmen Schill's?“ fragte weiter der Amtmann.

„Wenig, Herr Amtmann. Der Schill ist ein braver Kerl, aber er hat's zu früh angefangen. Er wird ein Ende nehmen, wie er's nicht verdient. Er hat sich auf das ganze deutsche Volk verlassen, und das ist noch nicht reif für die gewaltige Arbeit, die Franzosenfetten zu zerreißen, wenigstens das mecklenburgische noch nicht.“

„Und wird's jemals reif dazu werden?“

„Ja, Herr, das wird es. Langsam, aber sicher heißt's bei uns. Unser Volk läßt sich lange treten, eh' es warm wird. Werden sie aber erst heiß, so genade Gott entweder unserem Lande, oder dem Franzosenvolke; eines muß dann zu Grunde gehen.“

„Nun Orgelmann, ich meine, als Ihr an jenem Abende einem Aufstande zuvorkamt und ihn durch Euer Lied abwendetet, da war das Volk feurig genug?“

„War Strohsfeuer, Herr Amtmann, das bald verrauchte. Ihr wirkliches Elend haben damals die wenigsten Mecklenburger recht gefühlt. Auf den Dörfern war Alles dumpf und stumpf. Ob deutsch, ob französisch war ihnen ganz gleich. Aber jetzt fängt in den Herzen der Dorfleute sich ein stiller Grimm gegen den Erzfeind zu regen an, der einmal zur gewaltigen Flamme emporlodern wird.“

„Wißt Ihr's schon, daß unsere mecklenburgischen Truppen den Schill'schen Husaren den Weg verlegen sollen?“ fragte der Amtmann.

„Na, denn haben die klugen Franzosen sich die Rechten dazu ausersehen“, erwiderte der Orgelpeter und lachte. Wie der Herzog zu den Franzosen steht, weiß jeder Soldat. Da soll's mich nicht wundern, wenn unsere Mecklenburger beim ersten Anblick der Husaren die Gewehre wegwerfen und Reißaus nehmen.“

Die beiden Männer standen noch einen Augenblick schweigend neben einander. Es war, als fühlte Jeder von ihnen im tiefsten Grunde des Herzens die Schmach des armen deutschen Vaterlandes. Da klopfte der Amtmann dem Orgelmann auf die Schulter. „Orgel-

mann, 'ne feste Burg ist unser Gott!' sagte er warm und reichte dem Alten die Hand. Dieser erwiderte den Druck herzlich. „Ja, Herr Amtmann, der ist's und bleibt's!“ war die feste Antwort. —

Am nächsten Morgen schritt Dreiser über die Dorfstraße und schien den Bewohnern seines Büdnerhäuschens einen Besuch zugebracht zu haben. Er hatte seine Amtsmiene angenommen, und seine zusammengekniffenen Lippen verkündeten denen im Büdnerhause nichts Gutes. Ein paar Bettelungen traktirte er unterwegs schon mit Ohrfeigen, die gesalzen und gepfeffert waren, und als sie drob heulten, drohte er, sie mit Hunden aus dem Dorfe zu hegen. Vor der Büdnerwohnung verspernte ihm der Hund des Orgelmannes den Weg. Das Thier zeigte der Obrigkeit aber so respectswidrig sein derbes Gebiß, daß Dreiser erschrocken bei Seite sprang. Ein derber Knittel aus dem Baume sollte den Hund Respect lehren. Kaum aber fühlte das Thier den wuchtigen Schlag Dreiser's auf seinem Schädel, als es wüthend empor fuhr und seines Gegners dorsherrliche Schulzenbeine so herzhast packte, daß der arme Dorfmonarch seine ganze Schulzenhoheit vergaß und zum Gaudium der beiden Bettelbuben in ein grausames Zetermordio ausbrach. „Hurrah, hier werden Schulzenbeine ausgerissen!“ jubelte der eine der Buben, und der andere ermunterte das Thier und schrie lustig: „His, his! Pack den Schulzen; faß em!“

Denen im Büdnerhause aber war die Geschichte außer allem Spasse, besonders dem Orgelpeter. Bleich und verstört stürzte er herbei, und es war zu spät,

als er das wüthende Thier zu sich heranrief, denn des Schulzenbein war schrecklich zerbissen. Dieser aber hinkte, wüthend vor Schmerzen und Aerger, in seine Wohnung zurück und schimpfte auf alles Lumpenpack in der Welt.

Ehe das Bein von einer alten salbentkundigen Frau verbunden wurde, ließ Dreiser den Großknecht rufen, dem hatte er das erste Sturzbad seines Zornes zugesacht. „Lümmel Du“, fuhr er den Hereintretenden an, „warum bist Du mir nicht zu Hülfe gekommen, da Du doch auf dem Hofe warst?“

„Bauer, ich war im Stalle, und da bin ich den ganzen „Scandal“ erst gewahr geworden, als es just zu spät war“ — entgegnete trocken der Knecht.

„Flegel Du!“ schrie der Schulze. „Bilde mi noch ein, daß Du von dem Hundelärm Nichts gehört hast.“

„Was wollt' ich nicht gehört haben? Ich dachte aber, Ihr hegtet die Schnurrerjungen aus dem Dorfe.“

Der Schulze wurde bleich vor Wuth. „'s Maul gehalten. Ich meine, ich habe laut genug gebrüllt“ — tobte er.

„Gebrüllt habt Ihr laut genug“, sagte unerschütterlich ruhig der Knecht. „Man bloß, daß Ihr jeden Tag nicht sachte seid, und zuletzt wird man's gewohnt, und man achtet nicht weiter darauf.“

„Du gehst zu'r Blinden“, herrschte er den Knecht an, „und sagst, sie solle sogleich zu mir herüber kommen, — aber sogleich!“

Der Knecht ging. „Was er der einbrocht, möchte

ich nicht auseressen; der sei Gott gnädig“, brummte der Knecht im Gehen.

Nach einer Weile trat die Blinde an der Hand ihres Kindes in die Stube. Die beiden Frauen waren tobtенbleich. Die Ann-Marie zitterte wie Espenlaub.

„Dreiser, Du hast uns rufen lassen“, sagte ruhig die Mutter.

„Tischlersch, Du weißt, ich bin Vormund für Deine Dirn. Ich wollte Dir nur sagen, so geht's nicht länger; die Ann-Marie muß von Haus. Bei Dir wird sie im Leben keinem Menschen nütze, und wenn sie alt ist, haben Amt und Dorf sie zu füttern.“

„Vetter Dreiser!“ rief aufweinend das Mädchen und ließ die Hand der Mutter fahren, um bittend dem grimmigen Schulzen näher zu treten. Die Mutter hinderte sie aber daran. „Kind, laß das Bitten“, sagte sie ruhig. „Dreiser ist ein harter Mann und hat kein Mitleid mit uns armen Leuten. Dreiser“ — wandte sie sich an diesen — „wer soll mich armes blindes Weib aber leiten und führen?“

„Im Hause kennst Du jeden Ecken und Winkel, und außer dem Hause hast Du Nichts verloren“, war die erbarmungslose Antwort. „Und stößt Dir Etwas zu, so ist die alte Mahne bei der Hand.“

„Du weißt aber doch, Dreiser, daß mein Kind mich ernähren muß“, fuhr die Blinde fort.

„Verhungern wirst Du auch ohne die Ann-Marie nicht“, entgegnete Dreiser. „Aber Ihr Weibervolk seid's nur flott gewohnt. Du spinnst ja nicht umsonst? Und geht Dir's einmal knapper, als alle Tage, so weißt Du ja, daß ich der Armenpfleger bin.“

„Dreising, ich höre Dich gehen“, sagte die Blinde ruhig. „Laß Deinen Groll doch fahren, ich hab' Dir ja nichts gethan.“ Dann aber richtete sie sich auf und ihr todtes Auge stierte den Schulzen an, daß es ihn eiskalt übergieß, und fest und laut sprach sie: „Ich habe Dich immer respectirt, Dreiser, und es ist meine Schuldigkeit, denn Du bist meine Obrigkeit. Aber Du mißbrauchst Dein Recht. Mein Kind bleibt bei mir, es sei denn, daß das Amt ein Anderes befehlt, und das Amt ist barmherziger als Du.“

„Besser Dreising!“ flehte das Mädchen. Die Mutter aber zog sie fort. „Es hilft Dir nicht, Kind“, sagte sie, „wenn Du bitten willst, so bitte Den, der barmherzig ist und sich erbitten läßt.“

Die dreisten Worte der blinden Frau kamen dem Schulzen so unerwartet, daß er im ersten Augenblick keine Antwort finden konnte. Kaum aber waren die Frauen aus der Thür, so donnerte der Sturm los. „Das Weiberpack will ich kuranzen; sie sollen die Freude kriegen!“ wüthete er. Der Großknecht mußte wieder kommen.

„Du spannst an und fährst in die Stadt zum Herrn Advocaten Thielmann“, befahl der Schulze. „Sag' ihm nur, ich ließ ihn grüßen, und der Herr Advocat möchte die Gutheit haben und sogleich mit Dir herauskommen.“

Der Knecht fuhr in die Stadt, und nun erst wurde das Bein des Schulzen verbunden.

Nach ein paar Stunden kam der Knecht mit dem Herrn Advocaten Thielmann aus der Stadt an. Langsam und würdevoll stieg der Herr Advocat aus dem Wagen. Es war eine kleine unterseßte Gestalt mit

brauner Nase und kleinen lauernden Augen. „Herr Advocat“ wurde er übrigens auch nur von den Dorfleuten titulirt. In Dömitz hieß er kurzweg Thielmann, oder wenn's sehr hoch kam, „Herr“ Thielmann. Wer ihn Advocat nannte, that es gewöhnlich nur aus Jocus. Er war auch nur ein simpler Abschreiber des Amtmanns, dabei aber ein Winkeladvocat, der sein Schäfchen eben so gut zu scheren verstand, wie jeder richtige Advocat, wenn auch seine Gelehrsamkeit nicht viel über die Zunge hinweg in den Kopf reichte.

Dreiser hinkte ihm ehrerbietig entgegen. „Herr Advocat“, sagte er höflich, „nehmt's nicht für ungut —“ „Bewahre! hat sich was für ungut zu nehmen“, unterbrach der Schreiber den Schulzen. „Ihr sitzt in der Klemme, habt Euch irgendwo festgefahren, und da ist's gescheit, daß Ihr Euch gleich an den Rechten wendet, Schulze.“

„In der Klemme bin ich just nicht“, sagte Dreiser und schob den Winkeladvocaten in die Stube, worin sie jetzt allein waren; „aber Euren Rath und wo möglich Eure Hülfe, Herr Advocat, hätte ich gern gehabt. Natürlich für Geld —“

„Und gute Worte“, fiel der Schreiber ihm in die Rede. „Na, na, das wird sich finden. Wenn der Advocat Thielmann dem Herrn Amtmann so oft rathen muß, so wird er doch wohl auch für den Polzer Schulzen noch einen Rath haben. Sagt, was drückt Euch denn?“ setzte er hinzu und nahm auf dem dargebotenen Stuhl Platz.

„Seht, Herr Advocat“, begann Dreiser, „drüben wohnt in meinem Blüdnierhause die blinde Tischlersch

mit ihrer Tochter, und ich bin ihr Vormund. Nun muß ich mit meinen sichtlichen Augen sehen, daß das Mädchen bei der Alten verkommt und versauert. Ich sag' immer, sie muß von Haus und Leuten gut thun lernen. Es kann die Alte sie auch reichlich entbehren. Mit Spinnen ernährt die Blinde sich ganz gut, und im Hause kennt sie jeden Winkel — wozu denn die Ann-Marie zu Hause behalten. Ruf ich die Mutter also und sage „so und so“. Und was meint Ihr, Herr Advocat, was die mir zur Antwort gab? Sie sagte, nur wenn das Amt sie zwingt, lasse sie ihre Tochter ziehen, mein Wort habe sie nicht nöthig —“

„Zu respectiren“, fiel der Schreiber ihm in die Rede. „Wenn's weiter Nichts ist, das Ding ist einfach. Morgen will ich die Geschichte dem Herrn Amtmann vorstellen — und mein Ehrenwort, Schulze, binnen Monatsfrist ist die Blinde ihre Tochter los aus dem Hause!“

Der Schulze hinkte an den großen braunen Wand-schrank. Aus einer Schublade in demselben holte er Etwas hervor und drückte es dem Schreiber in die Hand. Es waren zwei Thaler. Der Schreiber steckte schmunzelnd das Geld zu sich. „Ist aber nur auf Abschlag“, meinte der Bauer. „Setzt Ihr's beim Herrn Amtmann durch — nun Ihr wißt, es kommt dem Dreiser nicht auf zehn Thaler an. Aber —“

„Ihr habt noch Eins auf dem Herzen“, sagte der Advocat.

„So ist's, Herr Advocat“, war die Antwort. „Da treibt sich hier in der Umgegend ein Drehorgelkerl umher. Mein Miethsmann Mahne beherbergt ihn nicht

selten mehrere Tage hinter einander, und mit der Blinden hat er's dick heraus. Mit dem Kerl ist's nicht richtig. Keiner weiß seinen Namen, Keiner seine Heimath. Einmal habe ich ihn um seinen Paß befragt; er zeigte keinen, wußte sich aber doch heraus zu reden. Ich kann den Kerl nicht leiden. Dazu hat er einen Hund, ein gefährliches Thier — seht, wie mich das Beest heute Morgen zugerichtet hat“, fügte Dreiser hinzu und deutete auf sein patientes Bein. „Wenn wir dem Kerl das Handwerk legen könnten, ich gäbe Etwas darum. Herr Advocat, nehmt's nicht für ungut — aber ich habe weder Kind, noch Kückelchen, und meine guten Freunde und Helfer sollen gewiß nicht leer ausgehen, wenn's mit mir zu Ende geht, was nicht lange mehr dauern kann.“

Da reichte der Advocat dem Bauern die Hand. „Fordert, was Ihr wollt, Dreiser“, rief er. „Ich seh' es durch und —“

Plötzlich fuhren die Beiden in die Höhe und schauten einander betroffen an. Ein dumpfer Donner schlug an ihr Ohr, dem ein wilder Aufschrei von der Straße her folgte. Und wie sie mit verhaltenem Athem horchten, da donnerte es wieder und dann folgte Krach auf Krach. „Herr Gott, dort brennt's schon!“ ertönte es draußen. „Feuer! Feuer in Dömis!“ Jetzt stürzte der Orgelmann in die Stube. „Schulze, Dömis wird bombardirt“, rief er. „Laßt die Bauern mit Feuerhaken und Eimern der Stadt zu Hülfe kommen!“

Erst die Aufforderung des Orgelmannes brachte den Schulzen zur Besinnung, und mit derselben kehrte auch seine Grobheit zurück. Einen Augenblick sah er den

Hiobsboten verblüfft an, dann platzte das Unwetter los. „Nun wird's gut“, tobte er. Da will mir am Ende jeder Landstreicher und Lump sagen, was ich zu thun habe. Das weiß ich ohne Euch, und nun packt Euch!“

„Wenn Ihr's wißt, desto besser“, sagte der Greis. Aber spudet Euch.“

Einige Minuten später jagte der Orgelmann auf seinem Karren, diesmal aber ohne Drehorgel, der Stadt zu. Als er in dem Städtchen eintraf, standen die beiden Hauptstraßen beinahe in lichten Flammen. Und drüben, jenseit der Elbe, frachte es noch immerfort. Allenthalben schlugen die Kugeln ein; hier platzte eine Bombe, dort loderte ein neuer Brand auf. Die meisten Einwohner waren aus der Stadt geflüchtet und suchten hinter den Elbdeichen Schutz. Nur die beherztesten Männer waren zurück geblieben und rangen muthig mit dem verheerenden Elemente. Dort, wo die Gefahr am größten war, hatte der Orgelpeter sich einem Haufen unverzagter Männer an die Spitze gestellt und ordnete mit Ruhe und Umsicht die Löschanstalten. Auch der Schipper-Dellst arbeitete an der Spitze seiner Jungen, wie er die jüngeren Schiffer nannte, während an einer dritten Stelle der Amtmann zur Löschung des Brandes sein Möglichstes that.

Endlich schwiegen die Kanonen. Die tapfern Holländer hatten mit ihren Kanonen einen glänzenden Sieg über die Hand voll Pikenjungen davon getragen und dabei manchen armen Bürgersmann obdach- und brodlos gemacht. Jetzt rückten sie in die Stadt ein und verübten an den ohnehin bitterschwer geprüften Einwohnern noch manche Unbill.

Als das Feuer gelöscht und die größte Gefahr vorüber war, kehrten die meisten geflüchteten Einwohner in die Stadt zurück, und wer Hab und Gut gerettet, theilte brüderlich dem mit, der das Seine verloren hatte.

Der Orgelpeter krückte erschöpft zwischen den rauchenden Trümmern umher. Seine Arbeit war gethan, und er rüstete sich zur Rückkehr. Da begegnete ihm der Schipper=Dellst. „Steuer- und Backbord!“ rief der schon aus der Ferne, „das nenn' ich mir'n heißen Tag, sagte die Hexe, da sollte sie brennen! Ist doch ein wahres Heiden-Element, das Feuer. Mein, da lob' ich mir das Wasser. Ist's auch ein Bißchen naß und im Winter kalt, so brennt's doch nicht. Nun guck ein Menschenkind meinen schönen Rock an, der vor dreißig Jahren neu war — durch und durch gebrannt! Na, denn hilft das nicht! Better Orgelmann, ich denke, wir steuern hafenein und trösten unseren jammernden Magen, eh' die Holländer uns den Curs abschneiden und die Speisekammer meiner Alten „leichtern.“

Eben bogen die beiden Männer um eine Ecke, als sie vor einem halb nieder gebrannten Hause auf einen Menschenhaufen stießen. Sie drängten sich in denselben hinein — da hielten zwei Männer eine ohnmächtige Frau, die von einem Häuflein jammernder Kleinen umringt war, und daneben stand bleich und trostlos der Herr Advocat Thielmann.

„Thielmanns-Better, was giebt's hier?“ erkundigte sich der Schipper=Dellst.

„Alles, Alles ist verbrannt!“ jammerte der Schreiber. „Eben will meine Frau im Hause nachsehen, ob das Feuer nicht noch etwas verschont habe, als ein ange-

branntes Stück Holz ihr auf den Kopf fällt. Schipper=Vellst, rathet mir, was ist zu thun? Hab' und Gut verbrannt, die Kleinen nackt und bloß, ach Gott! und meine Frau wohl todt!“

„Jungens“, rief der Alte ein paar Schiffern zu, „bringt die Kranke in mein Haus. Und Du, Thielmanns=Vetter, bringe mir Deine Würmer nur hin, ein paar Tage wird meine Alte Euch schon beherbergen.“

Und so geschah es. Die barmherzige Schifferfrau pflegte die Kranke, die übrigens bald genas, speiste und tröstete die Kinderchen und den Herrn Advocaten, der aber jetzt eine ganz andere Rolle spielte, als den Morgen in Polz bei dem Schulzen.

Einige Tage nach diesen Vorgängen trat der Schipper=Vellst im sauber gebürsteten Gottestisch=Rocke in das Amtshaus. Auf den Ruf des Herrn Amtmanns trat er in dessen Studirstube ein. „Guten Morgen, Herr Amtmann“, sagte er, „und nehmt's nicht krumm, daß ich Euch schon so früh an Bord komme. Es ist eigentlich auch meine Sache nicht, vor Thau und Tage andere Leute zu stören, denn die Hühner, die früh gackern, legen oft Windeier; aber da liegt mir Etwas in meinem Gedankenkasten, und ich meine, wer Wind und Wetter zu begegnen weiß, wenn's Zeit ist, ist nicht der dummste Schiffsmann.“

„Nur herunter damit, Alter, wenn Ihr Etwas auf dem Herzen habt!“ ermunterte ihn freundlich der Amtmann.

„Herr Amtmann, Nichts für ungut; aber es ist ein langes Tauende, das ich auf der Rolle habe“, erwiderte der Schiffer. „Wenn Ihr nicht viele Zeit übrig

habt, so laßt mich wiederkommen, wenn's Euch paßt."

"Für Euch habe ich immer Zeit, Mahne; erzählt nur", gab ihm der Herr Amtmann zur Antwort.

Der Schipper=Dellst ließ sich auf den dargebotenen Stuhl nieder. „Ihr wißt, Herr Amtmann“, begann der Alte, „Euer Schreiber Thielmann ist schlimm dran. Bei dem Feuer ist erst sein Haus, nachher seine Frau Brack geworden, und seine Kleinen haben Nichts auf und Nichts in dem Leibe. Da habe ich denn die ganze Gesellschaft in meiner Wohnung unter Deck gebracht. Sage ich gestern Abend zu Eurem Schreiber: Thielmann's-Better, sage ich, Du mußt bei dem Feuer aber ganz steuerlos geworden sein, sonst hättest Du doch etwas mehr „bergen“ müssen. — „Das Unglück wäre gewiß nicht so groß geworden, wäre ich nur zu Hause gewesen“, erwiedert er. — Was? sage ich. Nicht zu Hause gewesen? Mit Verlaub, Du bist 'n Esel, Thielmann's-Better! Welcher Steuermann verläßt denn auch das Deck, wenn ein Unwetter im Anblasen ist? — Da wird Thielmann's-Better ganz kleinlaut — na, Ihr wißt's ja eben so gut, Herr Amtmann, daß er für gewöhnlich immer ein richtiges Welsmaul hat —; also er wird ganz klein und sagt: „Schipper=Dellst, was thut ein Vater mit sechs Kindern nicht, um ein paar Gulddendinger zu verdienen! Schulze Dreiser aus Polz ließ mich holen von wegen einer Sache, die Eile hatte. Und weil bei Dreiser immer Etwas zu verdienen ist, so ging ich. Ich meinte auch, die Holländer drüben würden sich noch besinnen, eh' sie drauf los schößen.“ — Je, sage ich, Thielmann's-Better, ich mein'! ich mein'! Wie kannst Du so was meinen. Du meinst

am Ende noch, eine Kage sei 'n Rebhuhn, und ist ihr der Schwanz abgehauen, sie sei 'n Bäckergefell. Aber sag' mal, was hatte denn der Schulze so Eiliges für Dich? — Erst will er nicht damit heraus, wie ich ihn aber nicht aus den Händen lasse, so wirft er wie verloren hin, daß es wegen der blinden Tischlerfrau, der Dreiser eine Altentheilswohnung in seinem Büdnerhause geben muß, gewesen sei, für deren Tochter er Vormund sei und die er gern von Haus haben wolle, damit sie fremden Leuten gut thun lerne. Nun seht, Herr Amtmann, Ihr kennt die Advocaten ja auch, denn Ihr habt die Advocaterei in Eurer Jugend erlernt; Philister und Flibustier sind sie alle, und wenn Euer Schreiber auch just kein zünftiger Advocat ist, so nimmt er's doch vom Altar, wenn er's haben kann. Ich denke also gleich: Mahnen-Vetter, denke ich, da hängt was hinter, und sage: I, plagt den Schulzen Dieser und Der! Wie kann die Blinde ihre Tochter missen? Thielmann's-Vetter, sage ich, hilfst du dem Schulzen einen Flibustierkniff gegen die Blinde spielen, so komm mir nicht in mein Fahrwasser, oder ich verzimmere Dir Dein Steuerbord, daß Du am Leben verzagen sollst! — Nun hört mal, wie's kommt, Amtmannsvett — Herr Amtmann. Eine Stunde nach diesem Vorfalle kommt der Orgelpeter, der sich, wenn er diese Gegend abreist, immer bei meinem Bruder aufhält, und durch meinen Bruder auch mit der Blinden bekannt geworden ist. Der sagt zu mir: „Schiffers-Vetter“, sagt er, „neulich hat der Schulze Dreiser den Advocaten Thielmann zu sich rufen lassen, ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, was die abgekartet haben?“ — Vetter Orgelpeter, das

weiß ich, sage ich und erzähle ihm „so und so.“ Da wird der Orgelpeter bald blaß bald roth — und nun erzählt der alte Schiffer dem Herrn Amtmann von all den Schlänten und Ränken des Schulzen, wodurch er die Wittve um das Ihre gebracht, und wie er noch nicht zufrieden sei, sondern auch die Blinde an den Bettelstab zu bringen gedenke. Genug er erzählt Alles, was ihm der Orgelmann gestern mitgetheilt hatte; auch, daß der Schulze die Ann-Marie von der Mutter trennen wolle. Und wie der Alte nun fertig ist, sagt er: „Herr Amtmann, aus Judaskniffen hab' ich das nicht erzählt, und vom Verräther frist keine Krähe; aber —“

Der alte Herr legte dem Schiffer die Hand auf die Schulter. „Ich verstehe Euch, Mahne“, sagte er leutselig. „Sagt der Wittve, sie solle unbesorgt sein, und kommt mir der Polzer Schulze unter die Augen, dem will ich seinen Standpunkt klar machen. Als das Feuer gelöscht war, kamen die Polzer auch angekrochen, wie Schnecken auf dem Sande. Aber wart, Schulze.“

Der Alte wollte gehen. „Noch Eins, Alter“, sagte der Amtmann. „Grüßt mir auch den Orgelpeter. Ich habe den Alten in diesen Tagen ordentlich lieb gewonnen. Sagt ihm, wenn er einmal einen Wunsch hätte, solle er sich nur dreist an mich wenden. Ich wäre sein Freund.“

„Nun, Herr Amtmann“, sagte Schipperöllst gerührt, „so bedanke ich mich. Ihr seid doch ein braver Herr! Schade, daß Ihr nicht mit abgebrannt seid,

Ihr hättet's gut bei mir haben sollen. Aber ein Täschchen Neunaugen sollt Ihr zum Herbst haben" — und so segelte der Alte seelenvergnügt aus der Thür nach seinem Hause zurück.

5.

Drei Jahre waren wieder verflossen, die drei Jahre von 1809 bis 1812.

Der Schulze Dreiser saß hinter dem Ofen in seinem Lehnstuhle. Die drei Jahre hatten entsetzlich zerstörend an dem eisenfesten Körper des Bauern gearbeitet. Seine Haltung war schlaff und gebeugt, sein sonst rabenschwarzes Haar schneeweiß geworden. Die Leute erzählten sich viel Wunderliches von ihm, und hatte er sonst wie ein Besessener in Haus und Hof umhergetobt, so schlich er jetzt still und stumm wie ein Gespenst im Hause herum, und wer ihn sah, dem ward's unheimlich zu Muth. Um die Blinde und ihr Kind schien er sich fast gar nicht zu kümmern, und wo er eine von den beiden Frauen traf, ging er ihr scheu aus dem Wege.

Heute, wie gesagt, saß er in seinem Sorgenstuhle. Vor ihm hatte der Advocat Thielmann auf einem andern Stuhle Platz genommen.

„Also, Ihr meint, Herr Advocat, mit dem sogenannten zukünftigen Gericht sei es Nichts“, sagte Dreiser beklommen. „Um, wenn's aber nun doch Etwas damit wäre? Mir graut vor dem Gedanken. Ich habe ja keinem Menschen Etwas gestohlen und genommen; aber doch hat man so Manches gethan und gesprochen, von dem man in seinen alten Tagen lieber säh', man hätt' nicht gethan und gesprochen. Gesprochen — hätt' ich das Wort nur nicht gesprochen. So lange das sich noch nicht erfüllt hat, muß ich glauben, daß es ein zukünftiges Gericht giebt. Das Wort, das Wort! Am Tage summt's mir, wie eine Todtenglocke in den Ohren, und des Nachts liegt's mir wie ein Alp auf dem Herzen. Herr Advocat, helft mir das Wort wahr machen, damit ich weiß, es giebt kein Gericht und keinen Richter. Der Blinden gebraucht Ihr nicht zu schonen, das Weib hasse ich, sie ist meine ärgste Feindin. Beim Amtmann —“

„Schulze, von dem Amtmann ist Nichts zu erlangen“, unterbrach ihn der Advocat kleinlaut. „Seit der Schill'schen Zeit grollt er Euch, während die Blinde und ihre Tochter fest bei ihm im Schooße sitzen. Gott mag wissen, woher das kommt. Auf den Orgelpeter aber läßt er erst recht Nichts kommen. Wer dem Etwas anhaben wollte, der wäre unglücklich. Das Sicherste ist, was ich erst vorgeschlagen. Das Gerücht will ich schon aussprengen. Und hält das Mädchen von ihm so viel, als Ihr sagt, so hat sie den Tod davon, oder wenigstens doch eine lang-

wierige Krankheit — und in beiden Fällen muß die Alte dann dem Armenpfleger kommen.“

„So thut das; — aber bald“, sagte Dreiser matt. „Der letzte Brief, den ich aufgefangen habe, besagt, daß, wenn sie nun nicht bald antworten würde, er dann selbst kommen müßte.“

„Heute noch besorge ich's“, erwiderte der Advocat.

„Der Alte ging an den bekannten Wandschrank. Diesmal aber holte er eine ganze Geldrolle hervor und drückte sie dem Schreiber in die Hand. „Thut, was Ihr könnt, damit mir's bald leicht um die Brust wird; ich lohn's Euch ungemessen und ungezählt“, sagte der arme Mann mit einem tiefen Seufzer.“

Eine Viertelstunde später kutschirte der Schreiber auf dem Wagen des Schulzen in die Stadt zurück.

Als sie unterwegs waren, wandte Thielmann sich an den Knecht, der ihn fuhr. „Sag' mal, mein Sohn“, begann er, „kennst Du die blinde Tischlersch.“

Der Knecht verwandte kein Auge von den Pferden, schielte aber doch verstohlen und mißtrauisch nach dem Frager. „Ja“ — sagte er, wobei er kaum die Zähne auseinander brachte.

„Kennst Du die Ann-Marie, ihre Tochter?“ Wieder erfolgte in Ton und Geberden dasselbe „Ja“. „Die Ann-Marie hat einen Bräutigam?“ fragte der Schreiber weiter. „Ja“, sagte der Knecht unerschütterlich einsilbig. „Kennst Du ihn?“ — „Ja“. — „Er ist ein Tischler?“ — „Ja“. — „Wie ich gehört habe, ist der kürzlich in der Fremde gestorben?“ — fuhr der Advocat fort.

„Prr“ — sagte der Knecht und hielt die Pferde an. Dann schaute er dem Schreiber fest in's Gesicht. „Was? — Todt?“ — fragte er langsam.

„Ich hab's gehört“, sagte Thielmann.

Da schüttelte der Knecht stumm den Kopf. „Hü!“ rief er und trieb die Pferde an. „Gott getröbt die arme Dirn!“ sprach er im Fahren vor sich hin. —

Draußen vor dem Eingange eines Dorfes, das unweit Gadebusch und an der Lübecker Landstraße liegt, ging es eines schönen Herbst-Nachmittages laut und lärmend her. Da stand die ganze liebe Dorfjugend, Groß und Klein, Männlein und Fräulein, und beriethen über ein anzustellendes Spiel. War es doch an einem der schulfreien Nachmittage, und die Sonne lachte so freundlich vom lieben blauen Himmel herab, und die Lerchen schmetterten lustig in die schöne reine Gottesluft hinein; dazu war die Feldarbeit größtentheils gethan — sollte heute nicht Alles doppelt Lust und Leben sein? — Nur über das Spiel selbst konnten sie sich nicht einigen; denn andere Spiele bezagten den Knaben und andere den Mädchen.

Ein etwa zwölfjähriger stämmiger Junge machte dem Streite ein schnelles Ende. „Maul gehalten!“ commandirte er. „Wir spielen Soldat. Die Dirnen sind die Franzosen und wir die Deutschen, und dann prügeln wir sie.“ Der Tausend! das war ein Vorschlag, der mit lautem Jubel von den Knaben aufgenommen wurde. Die Mädchen hingegen waren anderer Meinung. Sie zogen sich kurz angebunden zurück und ordneten ihre Spiele für sich. „Wenn sie nicht mit uns spielen wollen“, riefen die Jungen, „so laßt

sie laufen. Wir spielen ohne sie Soldat.“ Bald hatten sie sich in Parteien getrennt, und jede von ihnen stellte ihre Vorposten aus.

Ein solcher Posten stand auf einem ziemlich hohen Hügel zur Seite der Landstraße. Von hier aus war eine prächtige Aussicht in's Land hinein. Das schien auch unser Posten begriffen zu haben; denn er schaute, beide Hände über die Augen gelegt, über die Fläche hin. Mit einem Male jubelte er auf:

„Juchhe, juchhe, juchhe!

D Schill, Dein Säbel thut weh!“

„Kommt er, kommt er?“ schrienen die untenstehenden Knaben dem tanzenden Kameraden zu. Der aber jubelte fort. Da ließen auch die andern Knaben das Spiel Spiel sein und stürmten mit Hurrah den Hügel hinan. Dort oben jubelte die ganze Knabenrotte: „Er kommt! Er kommt! Juchhe, juchhe, juchhe! D Schill Dein Säbel thut weh!“ Und mit demselben Hurrah ging's wieder bergab. Nun ließen auch die Mädchen das Spiel im Stich. „Er kommt! Er kommt!“ riefen auch sie, und fort ging's, in wilder Eile den Knaben nach.

„Wollt Ihr tolles Volk Euch gleich Zeit lassen und die Kleinen mitnehmen!“ rief den Daherstürmenden ein Greis mit einem Stelzbein und in Silberhaaren entgegen, der neben einem Hundewägelchen herschritt, das die Drehorgel trug und von einem mächtigen schwarzen Hunde gezogen wurde.

„Guten Tag, Orgelpeter! Lieber Orgelpeter!“ thönte es von allen Seiten dem Orgelmann entgegen. „D, wie schön, daß Du kommst!“ Und nun umringte

die kleine Sippschaft den Greis von allen Seiten, also daß er weder vor-, noch rückwärts konnte. Die Einen drückten ihm die Hand, die Anderen streichelten den Hund. Am Ende ward's dem Alten doch zu hant. „Auseinander, Ihr Volk, oder ich schlage mit dem Krückstock dazwischen!“ rief er. „Oho!“ schrie des Schulzen siebenjähriges Fritschen, „wenn Du nur böse werden könntest!“ — „Platz gemacht, oder ich hebe den Hund auf Euch!“ rief der Orgelmann wieder wie zornig. Des Schulzen Lisbeth aber ließ sich noch weniger einschüchtern als der Fritsjunge. „Dein Fründ ist eben so gut als Du“, rief sie. „Du kannst nicht schlagen und Dein Fründ nicht beißen! Sieh, beißt er?“ fügte sie hinzu und legte die dicken Armchen um des Hundes wolligen Hals, und das kluge Thier legte seinen schwarzen Kopf an des Mägdleins Rosengesicht. Es blieb dem Orgelmann nichts weiter übrig, er mußte sich auf's Bitten legen. „Aber Kinder, ich und mein Fründ sind hungrig; Ihr wollt uns doch nicht hungern lassen?“

„O, Orgelpeter: „Ich hab' mich ergeben“, baten die Knaben. „Nein, lieber Orgelpeter: „Schlase Kindlein hold und süß“ — riefen bittend die Mädchen, und einige setzten hinzu: „Wir singen's schon immer bei der Wiege, und die Mutter singt's auch.“

Wollte der Orgelpeter nicht wer weiß wie lange auf der Landstraße liegen, mußte er den Streit so schnell wie möglich schlichten. Das that er auch. „Erst singen die Mädchen, nachher die Knaben“, sagte er bestimmt; „es ist aber nicht gesagt, daß zuerst die Knaben, nachher die Mädchen nicht mitsingen sollen;

wer will, der singt.“ Er nahm den Orgelkasten vom Wagen, und bald erklangen die schönen Orgeltöne im Verein mit den lieblichen Mädchenstimmen: ¹⁾

„Schlaf, Kindlein, hold und süß,
Wie im Engel-Paradies.

Schlaf in stiller, süßer Ruh,
Thu' die kleinen Aenglein zu.

Draußen steh'n die Lilien weiß,
Saben aller schönsten Preis;
Droben in der lichten Hüh,
Stehn die Engelein weiß wie Schnee.

Kommt, Ihr Engelein, weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindlein!

Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Schlafe, Kindlein, schlafe nun,
Sollst in Gottes Frieden ruh'n!

Denn die frommen Engelein
Wollen Deine Wächter sein.“

Und wie der Orgelmann so sang, leuchtete ein ganzer Himmel voll Seligkeit aus seinen Augen. Als die Mädchen ausgesungen hatten, erschollen die kräftigen Knabenstimmen. Der Orgelmann spielte und sang:

„Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen, Dir treu zugewandt,
Du Land der Frei'n und Frommen, Du herrlich' Hermannsland.

Will halten und glauben an Gott fromm und frei;
Will, Vaterland, Dir bleiben auf ewig fest und treu.

Ach, Gott, thu' erheben mein jung' Herzensblut
Zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommen Muth!

¹⁾ Der kritische Leser möge dem Erzähler die vorkommenden Lieder-Anachronismen zu Gute halten.

Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben für's heilig'e Vaterland!"

Nun glaubte der Orgelmann erbst zu sein, aber die ungenügsamen Knaben baten: „Orgelpeter: „Es zog aus Berlin ein tapferer Held.“ Das Lied sang der Orgelmann mit ihnen denn auch noch, und als das Lied zu Ende war, sagte Gust Schuldt: „Orgelpeter, wir werden alle Husaren.“

Jetzt ging es unter lautem Jubel in's Dorf hinein. Der Orgelmann aber hatte noch oft anhalten müssen, eh' er das Dorf erreichte, denn Jeder, der ihm begegnete, mochte es Herr oder Knecht sein, bot ihm die Hand zum Gruße und sein Haus zur Herberge an. Am Eingange des Dorfes schaute des Eckbauers Lisbeth über den Zaun. Das Mädchen warf ihm einen halb bösen Blick zu. „Orgelpeter, Du hättest auch wegbleiben können“, rief sie, aber man hörte, es war so böse nicht gemeint. „Heute Abend haben wir wieder Nichts von unseren Liebsten. Du machst sie uns immer ganz rebellisch, und bist Du weg, so ist mit ihnen kein vernünftig' Wort zu sprechen.“

„Nun, laß es nur gut sein, Lisbeth“, sagte der Greis gutmüthig, „sie sind doch immer wieder in ihre alte Façon gekommen. Uebrigens, Du wirst doch Deinen Schatz nicht allein laufen lassen und zu Hause bleiben?“

„Wer ein Narr wäre!“ kicherte das Mädchen und sprang in's Haus. —

Der Abend war so herrlich, wie es ein schöner Herbstabend nur sein kann. Vor dem Krughause un-

ter der mächtigen Dorflinde war es gar munter und lebendig. Der Orgelmann saß auf einem Holzschemel und um ihn herum im Kreise saßen oder standen die Einwohner des Dorfes: Männer und Frauen, Greise und Kinder. Alles schwatzte recht munter und laut, und besonders waren die Männer in ihren Gesprächen vertieft. Keiner achtete auf den Handwerksburschen, der so eben mit seinem Känzlein auf dem Rücken zugereist kam und sich bald — nachdem er sich seiner Bürde entledigt — abseits von dem Getümmel auf eine entlegene Bank setzte.

„Orgelpeter, laß uns das schöne Abendlied von vorigem Sommer singen“, baten mehrere Stimmen. Der Orgelmann nahm die Orgel vor sich. Da ward die Menge ganz still. Kaum aber ertönten die vollen Orgeltöne und des Greises mächtige Bassstimme, so stimmte Alt und Jung mit ein, und wie ein feierlicher Choral wiegten die Töne des schönen Liedes in die herrliche Abendluft hinein:

„Blaue Nebel steigen von der Erde auf,
Tag, Du willst Dich neigen, Nacht, Du brichst herauf.

Helle Sternlein funkeln schon in Herrlichkeit;
Ueber Erdendünkeln strahlt die Ewigkeit.

Abendlüfte wehen durch den grünen Wald,
Und wie Riesen stehen Eichen, schon so alt.

O, Ihr alten Eichen, aus der Riesenzeit,
Ihr, die hohen Zeugen der Vergangenheit;

Wachst nur Ihr entgegen einer bessern Zeit,,
Sollt die Häupter regen noch in freier Zeit.

Vaterland, Du Wonne, Dich drückt jetzt die Nacht,
Bald kommt Dir die Sonne, die frische, junge Nacht:

Dann erblüht ein Morgen, blutig güldenroth;
Tod dann schweren Sorgen, und ein Sieg in Gott.

Nun war Alles still. Alle Herzen waren bewegt. Selbst das unverwüßliche Jungenvolk mochte nicht lärmern. Dem Orgelmanne zunächst saß ein Greis in Silberhaaren. Der seufzte tief. „Dich drückt jezt die Nacht“, sagte er halblaut.

„Orgelpeter, wir Mecklenburger sollten bei Jena gewesen sein. In Grus und Mus hätten wir die Halslunken gehauen!“ -- warf ein junger Knecht ein und spuckte kurz aus.

„Gelbschnabel!“ erwiderte der Orgelpeter und lächelte. „Wir Mecklenburger sind eine Handvoll gegen die Franzosen, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Die Mecklenburger haben Anno sechs auch nicht viel sagen dürfen, und wir können froh sein, daß wir unsern Herzog wieder haben. Glaube mir, allenthalben dürfen wir nicht so freimüthig reden als hier, namentlich in den Städten nicht. Wenn unser Herzog auch das Regiment im Lande hat, so stecken die Franzosen allenthalben ihre Schnäbel zwischen. Bei Jena aber haben die Preußen gegen die Franzosen gefochten, und das, glaub’ mir, sind richtige Kerle. In der Schlacht von Rossbach hezten sie damals die Franzmänner, als wären’s Hasen.“

„Peter, die Geschichte mußt Du erzählen“, riefen ein Duzend Stimmen.

„Je, denkt Euch, obgleich der alte Fritz die friedfertigste Seele von der Welt war, so hielt doch kein Mensch Frieden mit ihm. Destrreicher, Russen, Franzosen, Alles wollte ihm am Zeuge sicken. Wir haben sie aber abgemuckt, der alte Fritz und wir Grenadiere, und die Biethen’schen und die Seidliger. — So lagen

wir — es war Anno 57 — in der Gegend von Rossbach, und vor uns standen die Franzosen. Sie waren um die Hälfte stärker, als wir, und in ihrem Uebermuth glaubten sie, sie brauchten ihre Lumpenmäuler nur aufzusperren, und wir Preußen würden mit Sack und Pack, mit Ober- und Untergewehr hineinmarschiren. Eines Mittags waren wir just beim Abkochen, und unser Fritsch saß auch bei Tafel. Da hieß es, die Franzosen kommen. Und richtig, einen Augenblick später ging es „Kling, klang, derängdängdäng“, und die Herren Franzosen marschirten mit klingendem Spiel an uns vorüber, und der alte Fritsch, denkt Euch, saß ganz ruhig und hörte ihre Musik an, die übrigens nicht schlecht war. Auch einige Batterien Kanonen zogen vorüber, und die Kanoniere gingen mit brennenden Lunten daneben. Ich sag' zu meinem Nebenmann: „Der alte Fritsch hat wieder Etwas im Sinn, sonst ließe er das Gefindel nicht so ruhig marschiren. Es dauert nicht lange, so haben die Kerle uns umzingelt.“ Plötzlich hieß es: „Sammeln!“ In ein paar Minuten standen wir Grenadiere schlagfertig, und auch die Husaren waren aufgefessen. Im Nu waren die Zelte abgebrochen, dann hieß es: „Drauf! Hurrah, der alte Fritsch soll leben!“ Und wie ein Donnerwetter arbeitete der Seidlitz mit seinen Husaren in die Franzosen hinein. „Jungens, haltet Euch brav!“ rief der alte Fritsch uns zu. „Wivat hoch, unser Fritsch soll leben!“ riefen wir. „Gewehr vor! Marsch, marsch!“ Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten zum Sturm — Hurrah! — „Jungens, denkt an den Orgelpeter“ — rief der

alte Krieger begeistert — wer von Euch kein Schurke ist, wird's auch noch erfahren: es ist das ein lustig Leben in der Schlacht. Ich mücht's in meinen alten Tagen wohl noch einmal durchmachen. Ein Bataillon Franzosen warf sich uns in den Weg, um uns aufzuhalten. Gatt' sich was aufzuhalten! Was nicht eiligst auseinander stob, wurde nieder gemacht. Dann sprengten wir eine Schwadron französischer Reiterei auseinander, dann ging's gegen eine Batterie an, die genommen wurde. Und nach ein paar Stunden war der Sieg unser. — Kinder, was so 'n Franzmann laufen kann, davon haben ein paar rechtschaffene mecklenburgische Beine gar keinen Begriff. Dennoch haben wir die schwere Menge von dem Gefindel aufgegriffen. Unser Bier nahmen allein gegen dreißig auf einem Bauerhose gefangen, wohin sie sich verkrochen hatten. Ihr ganzes Lager ließen sie im Stich. Jungens, ich kann's Euch aber nicht sagen, wie spaßig es drin aussah, besonders in den Officierzelten. Gar nicht, als hätten Soldaten, sondern als hätten feine Mamsells drin gewohnt. Ganze Tuder Riechsalben und Wasser waren darin. Mein Nebenmann hatte sich das Haar so eingeschmiert, daß es wie Borsten stand, und in seinen Mantel hatte er eine ganze Flasche Riechwasser hineingegossen — der Kerl roch nach dem Lux, daß man's in vierzehn Tagen in seiner Nähe nicht aushalten konnte. — Und solches Franzosengefindel tritt uns unter die Füße“, setzte ingrimmig der Orgelmann hinzu.

Der alte Schmied blies nachdenklich aus seinem Stummel mächtige Rauchkringel in die Versammlung

hinein, von denen die Meisten stumm da saßen. „Das preussische Volk — hm! — ja — hab' nichts dagegen; aber die Großköpfe!“ brummte er in sich gekehrt.

„Oberflächlich angesehen, hast Du Recht; unter den Vornehmen waren Verräther. Im Grunde aber tragen die doch nur einen geringen oder, besser gesagt, gar keinen Theil der Schuld, daß es so gekommen ist. Schurken aber bleiben sie dennoch. Ich weiß Einen, der sagt uns ganz genau, woher unsere Schmach kommt. Das ist der Prophet Jesaias, der sagt: „Wer hat Jacob übergeben zu plündern, und Israel den Räubern? Hat es nicht der Herr gethan, an dem wir gesündigt haben?“ Kinder, glaubt's, wären wir anders gewesen, wäre es auch mit uns anders gekommen. Aber Frankreich war das Himmelreich der Deutschen, und auf das Franzosenvolk blickten sie, als auf ihren Heiland. Französische Träumerei erfüllte unser Hirn, französischer Unglaube unsere Herzen, französische Unsitte unsere Häuser und unser Land. Da hat uns denn unser Herrgott in die Hände derer gegeben, die wir uns zu Götzen erkoren hatten. Und eher wird's mit uns nicht besser, bis wir uns auf uns selbst besinnen, wer und was wir sind und wer und was wir sein sollen; daß wir Knechte sind und ein freies deutsches Christenvolk sein sollen, und daß unsere Hülfe und Rettung nicht in unserer Hand, sondern in der Hand des lebendigen Gottes liegt, zu dem wir in unserer Noth schreien sollen.“

„Orgelmann, na, unsere Noth haben wir schon vor drei Jahren gefühlt“, wandte einer der Bauern ein, „denke nur an den Schill.“

„Gerade die Geschichte beweist, daß wir unser Elend noch lange nicht genug fühlten. Sonst hätten wir Deutschen den braven Schill mit seiner großen Sache nicht allein stehen und untergehen lassen“, erwiderte der Orgelmann.

Da erhob sich ein stämmiger Knecht. „So sprich nicht, Orgelpeter“, rief er. „Es ist mancher brave Mecklenburger mit Schill nach Lübeck gezogen und hat dort einen ehrlichen Soldatentod gefunden. Und wir Uebrigen — ich stand unter der Garde — sind auch keine Schurken an den Preußen geworden. Unser braver Hauptmann sagte: „Kinder“, sagte er, „wir sollen nun gegen preußische Husaren fechten, und die uns das befohlen haben, sind Franzosen. Verstanden?“ Und als nun die Schillschen herankamen, da warfen wir Gewehre und Patronentaschen weg und liefen auseinander. Da nahmen die Husaren mit, was mit wollte, und das waren nicht wenige. Wir standen unserer Sechszehn beisammen an einem kleinen Gehölz. Was Hinrich Paschen aus Gerdshagen war, sagte zu mir und zeigte auf die Husaren: „Donner, Hans, das sollten Franzosen sein, denen wollten wir auf die Köpfe knacken.“ Unterdeß ritten zwei Husaren an uns heran. „Kinder, seid Ihr schon gefangen?“ riefen sie. „Ne“, sagt Hinrich, „uns hett Niems wat seggt!“ „Na“, riefen sie, „wer will denn mit?“ Da gingen Viele mit, Hinrich Paschen auch, ich aber nicht.“ Leiser setzte er hinzu: „Na, das war damals. Das kommt wohl noch mal so, als das kommt, und dann weiß ich, was ich thu!“

„Ich auch“, brummten noch Einige. Der baum-

lange Großknecht des Eckbauern spuckte grimmig aus und schlug mit der Faust auf den Tisch: „Dunderwetter!“ sagte er. Da reichte ihm der Sohn des Schmieds die Hand und sagte: „Schlag ein, das soll ein Wort sein!“ und der Lange schlug ein. Der Schmied schaute seelenvergnügt seinen Sohn an. Da sangen sie:

„Es zog aus Berlin ein tapfrer Held, juchhe!
Er führte sechshundert Reiter in's Feld, juchhe!
Sechs hundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
Juchhe, juchhe, juchhe!
O, Schill, Dein Säbel thut weh!“

Und je weiter sie sangen, desto begeisterter wurde ein Jeder. Nach dem letzten Verse aber:

„Und zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd, juchhe!
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert, juchhe!
So ruft er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzosen Euch rächen will!
Juchhe, juchhe, juchhe!
O, Schill, Dein Säbel thut weh!“

war's still wie in der Kirche.

Da nahm der Alte die Mütze vom Kopf und legte den Pfeifenstummel bei Seite, und die Andern thaten ein Gleiches. Einige Secunden später erscholl das evangelische Siegeslied:

„Mit unsrer Macht ist Nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit'et für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst Du, wer er ist?“

Er heißt Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth
Und ist kein Anderer Gott;
Das Feld muß er behalten."

"Der Herr, unser Gott, streitet für uns, dem laßt uns vertrauen", sagte der Orgelpeter. Wenn auch Keiner darauf laut antwortete, so sagte doch manches Herz ein Amen dazu. "Aber nun, Kinder, ist's Schlafenszeit" fügte der Greis hinzu. "Doch die Frauensleute sollen auch ihr Recht haben und noch erst ihr Lieblingslied singen."

"Lieblingslieder — Trödel", sagten ein Paar Jungferle verächtlich.

"So singen wir allein", sagte der Orgelpeter zu den Frauen. Bald verschmolzen die klaren Frauenstimmen mit den lieblichen Orgeltönen. Sie sangen:

"Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann,
Hab' Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir,
Du hast das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein' Andre lieb,
Als Dich allein.

Blau blüht ein Blümlein,
Das heißt: vergiß nicht mein;
Dies Blümlein leg' an's Herz
Und denk' an mich.
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich;
Denn die stirbt nicht bei mir,
Das glaube mir.

Wär ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei Dir sein,
Schent Falk und Habicht nicht,
Flög' schnell zu Dir.
Schöß mich ein Jäger todt,
Ziel ich in Deinen Schooß;
Sähst Du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann.

Die jungen Bursche hatten doch ihr Wort nicht gehalten. Erst hatte Einer mit eingestimmt, dann der Andere, erst nur leise, allmählich lauter — und die letzten Verse wurden von Allen mit Begeisterung gesungen. Und nun reichte Jeder dem Orgelpeter die Hand. „Schlaf wohl, Peter!“ „Wir danken Dir, Peter!“ „Vergiß den Abendsegen nicht!“ „Denk auch an den Morgensegen!“ — so riefen ihm nacheinander die Scheidenden zu.

Bald stand der Orgelmann einsam unter der Dorf-
linde, und die Silberstrahlen des Mondes spielten um
sein schneeigtes Haar. Auch er wollte in's Haus ge-
hen, da vertrat ihm der Wanderbursche den Weg.
„Auch meinen Dank, Orgelmann, verschmäht nicht für
die schönen Lieder; o, die haben meinem armen Herzen
so wohlgethan!“ — sagte er. Der Greis schaute ihm
in's Gesicht, da standen ihm die hellen Thränen in
den Augen, und als der Greis ihm zum zweiten Male
in's Antlitz schaute, da stieß er einen Freudenschrei
aus und fiel dem Wanderburschen um den Hals.
„Friedrich“, jubelte er, „ja Du bist's, und Dein nasses
Auge sagt mir, daß Du nicht schlechter geworden bist.“

Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah. Erst als
der Greis ihn an sein Zusammentreffen mit dem

Schiffer Mahne bei seiner Abreise aus Holz erinnerte, erst da erinnerte der junge Mann sich des Orgelmannes.

Ob's auch schon kühl geworden war, so setzten die beiden Männer sich dennoch wieder unter die Linde. Der Alte erzählte Friedrich von seiner blinden Schwiegermutter und von der Ann-Marie, und wie sie täglich ein Schreiben von dem Geliebten erwartet habe, und wie nun, da nimmer ein Schreiben habe erfolgen wollen, des Mädchleins Wangen ansingen zu erleichen, und ihre Augen sich zu trüben. — Und wie der junge Mann das Alles schweigend angehört hatte, da erzählte auch er von seiner Reise. Wie er ins Ausland gezogen sei und ein schön' Stück Geld verdient habe, wie aber in Berlin ihn eine schwere Krankheit darnieder geworfen, womit sein ganzes Ersparniß wieder aufgegangen sei. Da habe er nun versucht, in Lübeck das Verlorene wieder zu ersetzen; aber die Sehnsucht nach der Heimath habe ihm keine Ruhe gelassen. Er habe einen Brief nach dem andern schreiben lassen, und da nimmer eine Antwort erfolgt sei, so habe er seinen Bündel geschnürt und sei nach der Heimath aufgebrochen.

„Also Du hast von Lübeck aus geschrieben?“ fragte der Orgelmann. Das bejahte Friedrich. „Es ist, wie Du schon gehört, kein einziger Brief angekommen. Dreiser, Dreiser, dahinter steckst Du wieder“, sagte der Greis.

So sprachen sie noch eine ganze Zeit mit einander. Sie beschloßen Beide, gemeinschaftlich die Reise nach Holz zu machen. Der Orgelmann meinte

auch, für Friedrich werde sich, wenn auch nur für den Winter, Arbeit in Dömitz finden.

Als die beiden Männer sich anschickten, die Ruhe aufzusuchen, sagte der Greis: „Ich muß mein Versprechen wegen des Abendsegens erfüllen. Er hing die Drehorgel um und schritt in's Dorf hinein. Bald darauf erscholl das schöne Abendlied durch die Straßen:

„Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm Dein Röcheln ein;
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverlezt sein.

Auch Euch, Ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Ein Unfall noch Gefahr.
Gott laß Euch selig schlafen,
Stell' Euch die güldnen Waffen
Um's Bett durch seiner Engel Schaar.“

Und wie so die Klänge des Liedes in die Häuser und Herzen der Menschen drangen, da faltete sich manche Hand zum Gebete, die sich seit langer Zeit nicht gefaltet haben mochte, und mancher Mund und manches Herz öffnete sich zum Gebete, die's Beten fast verlernt hatten, und wessen Herz und Mund es nicht verlernt hatten, die thaten's doch doppelt freudig und doppelt inbrünstig. Der Abendwind aber nahm die Gebete in seinen Schooß und schwebte himmelan zu dem, der über den Wolken thront, der Gebete hört und erhört.

Am nächsten Morgen kamen die Kinder der Bauern und brachten von den Eltern dem Orgelmann für

seine schönen Lieder die Gaben des Dankes. Der Wirth kam mit einer wunderschönen Judelmütze, die mehrere Bauern zusammen auf dem Jahrmärkte gekauft hatten, und übergab sie dem Orgelpeter zum Geschenke. Dann kamen die Kinder und jedes brachte einen schönen Gruß von Vater oder Mutter und dazu einen „Papphahn“ (2½ Silbergroschen) oder einen „Doppelhahn“, oder ein paar Hände voll Wolle zu Strümpfen, und Gott weiß, was Alles, so daß der Orgelpeter überreichlich zu danken hatte. Dann nahm er Abschied von seinen Wirthsleuten. Aber eh' er reiste, mußte er sein Versprechen hinsichtlich des Morgensegens erfüllen. Er ging auf die Straße und bald ertönte sein Lieblingslied, das er jeden Morgen anstimmte, auch wenn ihm's Herz schwer war, also daß ihm mehr zum Bitten, als zum Danken zu Muthe war, über das Dorf das Lied:

— „Nun danket alle Gott
Mit Herz und Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden;
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch jegund gethan.“

Nun erst trat der Orgelpeter mit dem Handwerksburschen seine Reise an. Eh' er aber aus dem Dorfe kam, mußte er noch manche harte Bauerhand zum Abschiede drücken, und manches treugemeinte Lebewohl der Dorfleute erwiedern.

6.

Es war in der Dämmerung, und die Blinde und ihre Tochter saßen in ihrem Stübchen. Beide Frauen strickten emsig. Wer die Ann-Marie vor sechs Jahren gesehen hätte und nachher nicht wieder, der hätte sie jetzt nimmer erkannt. Ihre blauen Augen waren trüb und glanzlos, ihre Wangen eingefallen, und statt der Rosen blühten Lilien darauf. Mutter und Tochter, Beiden schien das Herz voll zu sein, der Tochter aber am vollsten. Ein erstickter Seufzer rang sich aus der Brust des Mädchens. Das entging dem scharfen Ohre der Mutter nicht. „Ach, Ann-Marie, Deine arme Mutter vergeht mit Dir in Weh und Jammer“, sagte sie beklommen. „Warum traust Du dem blinden Gerüchte mehr, als dem barmherzigen Gott: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet.“ Aber Dir fehlt das fröhliche Gottvertrauen, die Geduld in Trübsal, ach, da ist auch kein ordentliches Gebet!“

Da weinte das Mädchen laut auf. „Ich armes Geschöpf kann, o ich kann nicht zu einem ruhigen Gottvertrauen kommen; und auch das quält mich unsäglich! Wüßte ich nur, daß Friedrich wirklich todt wär', dann wollt' ich ja gern ruhig sein. Aber diese Ungewißheit ist entsetzlich. Jeder auf der Straße fragt mich: „Ist Dein Friedrich todt?“ Und frage ich: „Wer hat Dir

das gesagt?“ — so heißt's: „Ich weiß es nicht“, oder: „Der Advocat Thielmann soll es gesagt haben“, oder: „Dreiser hat es erzählt.“ Frage ich aber den Advocaten, so blickt er mich so unendlich herzlos an und sagt, gehört habe er es, aber er könne nicht sagen, wo; der Schulze aber sagt mir höhniſch, ſie ſagten's ja alle, und darum würd's wohl wahr ſein. Nur der Herr Amtmann, zu dem ich in meiner Angſt gelaufen bin, meint's gut. Der ſagt, ſo lange Friedrich's Tod ihm nicht angezeigt ſei, ſo lange halte er das Gerücht für eine Lüge. Dann bin ich ruhig; aber trete ich in's Dorf und Jeder ſchaut mich fragend oder mitleidig an, ſo taucht die Angſt wieder auf. Ach, Mutter, dieſe Ungewiſſheit erdrückt mich.“

„Ann-Marie, das Gerede der Dorfleute ängſtet und das Wort des Herrn Amtmanns tröſtet Dich. „Verflucht iſt der Mann, der ſich auf Menſchen verläßt!“ Wie thöricht handelſt Du! Menſchenwort bringt Dich faſt zur Verzweiflung und Menſchenwort ſoll Dich tröſten. Ann-Marie, laß doch Gott und ſein Wort obenan ſtehen. Mach's wie jener Mann Gottes, der ſpricht: „Wenn ich betrübt bin, ſo denke ich an Gott, wenn mein Herz in Angſten iſt, ſo rede ich.“ Liebes Kind, bete, bete doch!“

„Ich kann vor Angſt nicht, Mutter“, jammerte das Mädchen. „Schon hundertmal hab' ich's verſucht, aber kaum bin ich angefangen, ſo denkt das Herz an ganz Anderes, als der Mund ſpricht.“

„Ich will Dir helfen, Ann-Marie“, ſagte ſanft die Mutter, und ſie ſang leiſe:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertrousten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann.“

Und wie nun die Ann-Marie leise mitsang, da ward's ihr mit jedem Verse leichter um's Herz, und als die Mutter mit zitternder Stimme das „Amen“ gesagt, da hatte sie Frieden gefunden, und beten konnte sie auch.

Und wie's nun in der Stube so selig still war, als wäre so eben ein Engel mit einem Delzweige hindurchgezogen, da wurde die Thür geöffnet, und wer herein trat, das war — der Orgelpeter. „Gott zum Gruß!“ rief er ungewöhnlich freudig. „Kinder, wie steht's?“

Die Frauen begrüßten ihn freundlich; aber die Trauer las der Greis auf den ersten Blick aus ihren Augen. „Peter, hast Du's auch gehört“, fragte die Blinde gedrückt, „Friedrich soll ja todt sein. Jeder sagt's und Keiner weiß, woher das Gerücht stammt.“

„Na, Ann-Marie, Du sagst natürlich: „Das walte Gott“, und wartest ruhig, bis die rechte Kunde kommt“, rief der Greis. Damit zog er das Mädchen an's Fenster und schaute ihr freundlich in das bleiche Antlitz. Da prallte der Greis zurück. „Kind, Kind, wie siehst Du aus!“ rief er voll Entsetzen. „Sollte man doch glauben, Du hättest schon drei Tage in der Erde gesteckt. Du hast dem lieben Gott wenig vertraut“, setzte er noch wehmüthig hinzu. „Du kannst es ja auf den Fingern abzählen, daß Alles erlogen,

von Dreifern erlogen ist.“ Einen Augenblick schwieg der Orgelpeter, bald aber heiterten sich seine Züge wieder auf. „Ann=Marie“, rief er fast vergnügt, so daß die beiden ihn verwunderlich anschauten. „Ann=Marie, ich habe ein Stück Schwarzkunst erlernt. Was giebst Du mir, wenn ich Dir Deinen Friedrich auf der Stelle herbei zaubere?“

Zum Zaubern kam's aber nicht mehr. Denn plötzlich ward's laut auf der Diele. „Gottlob, Friedrich, Du lebst ja noch!“ rief eine Stimme und eine andere: „Alle Welt hält Dich für todt!“ Da ging die Thür auf und in die Stube trat, umringt von den guten Freunden — Friedrich. Da fielen die beiden Liebenden einander um den Hals und weinten Freudenthränen; und die alte Mutter flüsterte mit gefalteten Händen: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen;“ und der Orgelpeter stand da, und eine Thräne fiel ihm in den weißen Bart, und wer von den Dabeistehenden kein verknochertes Herz hatte, der zerdrückte ebenfalls eine Thräne im Auge. —

Der Herbst verging schnell, und es nahete der entseßliche Winter von 1812, der den Siegen des gewaltigen Napoleon Maas und Ziel setzte und dem französischen Heere ein schauriges Leichentuch wob, aber auch dem Kinde mancher armen deutschen Mutter die eisige Hand des Todes auf's warme Herz drückte. War's ein Wunder, daß er nicht auch dem Orgelpeter Ruhe vom rastlosen Wanderleben gebot? Glücklicherweise traf dies Nachtgebot den Greis unter dem gastlichen Dach der biedern Polzer Schifferleute. Darum

ließ er's sich auch gern gefallen; durfte er doch nun, ohne Aufsehen zu erregen, eine längere Zeit in der Nähe der blinden Schwester und ihres Kindes weilen und nach unendlich langer Zeit die Freuden eines glücklichen Familienlebens genießen. Und diese waren um so ungetrübter, als Ann-Marie ihren Friedrich in der Nähe wußte. Der arbeitete in Bömitz bei einem geschickten Meister, von wo er die Geliebte leicht besuchen konnte, was er auch trotz der grausamen Kälte fleißig that.

Am Ende des Januarmonats drangen gar wunder-same Gerüchte in das entlegene Polz, die den Orgelmann in nicht geringe Aufregung versetzten. Man erzählte sich, erst leise, nachher laut und lauter, die Franzosen seien in Rußland bis auf den letzten Stumpf aufgerieben, und was von ihnen zurückkomme, seien Krüppel an allen Gliedmaßen.

Anfangs waren solche Gerüchte dem Orgelpeter wie Märlein vorgekommen, so sonderbar und un-glaublich; als aber das Gerede nicht endete, im Gegen-theil lauter und zuversichtlicher wurde, da hatte der Greis seinen Krückstock ergriffen und war in die Stadt zum Herrn Amtmann gekrückt, um sich von diesem Licht über die Gerüchte zu erbitten. Der alte Herr hatte ihn gefragt, wie's mit unserem Volke denn stehe, und der Orgelpeter hatte ihm gesagt, es bedürfe nur eines Funkens, und es stehe in Feuer und Flammen. Da hatte der Amtmann gesagt: „Orgelmann, geht in Gottes Namen, und passirt Etwas, gebe ich Euch Nachricht, und passiren wird Etwas!“ Der Orgel-peter aber hatte erwiedert: „Herr Amtmann, vergeßt

das nicht, denn auch ich alter Mann habe dann noch mein Stück Arbeit."

Der Amtmann aber ließ Nichts von sich hören, bis in die erste Märzwoche hinein nicht. Da riß dem Orgelpeter der Geduldsfaden. „Schwester“, wandte er sich an die Blinde, „gestern jubilirte die Lerche. Auf den Kuckuk kann ich nicht warten, und morgen geht's auf die Reise.“

„Zieh in Gottes Namen“, sprach die Schwester. „Der Herr sei Dein Schirm und Schild. Es wird eine blutige Zeit kommen, und das Bibelwort: „Du hast das Joch ihrer Last und die Ruthe ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen, wie zur Zeit Midian's“ — liegt mir immerfort im Sinn. Ich glaube, mit diesen Worten wird bald unser armes Land dem Herrn danken.“

Die Blinde hatte noch das letzte Wort auf der Zunge, da trat hastig der Schipper=Dellst in die Stube. „Aho - - i, Wate frie!“ grüßte er mit lautem Bootsmannsrufe, daß die alte Frau erschrocken zusammenfuhr. „Was ist los, Schipper=Dellst?“ fragte halb verblüfft der Orgelpeter.

„Gongi, verstehst Du kein Deutsch!“ rief der Gefragte und schaute seelenvergnügt darein. „Die Franzosenhallunken sind von den Russen so gründlich angebohrt, daß sie kurz vor'm Kentern sind. Nun kommen sie leck und steuerlos zurück, und die Kosacken immer hinter ihnen drein. Wir Mecklenburger müssen uns ja als Christen gegen sie benehmen und sie mit vorwärts lootsen helfen. Orgelpeters=Better, Tischlers=Wäschen (=Muhme), Ann=Marie, was werden meine

Jungen sich freuen, wenn ich ihnen nun sage: „Jungens, Alles klar, und nun geht die Fahrt los!“ Und Better Orgelmann, ich soll auch vom Herrn Amtmann grüßen, und Du sollst sogleich zu ihm kommen.“

Das ließ der Orgelpeter sich nicht zweimal sagen. Auf der Stelle brach er auf und folgte der Ordre des Herrn Amtmanns. Dieser sagte ihm Alles, was er schon vom Schipper = Dellst wußte. Dann fragte er, was er, der Orgelpeter nämlich, jetzt zu thun gedenke. „Den Leuten sagen, oder besser singen, daß es nun Zeit ist“, erwiderte der. Da gab der Amtmann ihm ein paar Lieder und sagte: „Die singt, Orgelmann, sie werden den Leuten Lust und Muth zum Kampfe machen. Die Walzen zu den neuen Weisen kann ja Guer Leib = Instrumentenmacher und unser Dömitzer Tausendkünstler, der alte Tischler Reincke, machen und in den Orgelkasten einsetzen, die Kosten trage ich.“

Bald waren die Walzen fertig und spielten, zur Freude des Herrn Amtmanns und des Orgelpeters, die Lieder wunderschön.

Jetzt war des Letzteren Bleibens nicht länger in Holz. Am frühen Morgen nahm er von den Lieben herzlich, aber kurz Abschied. „So, Tründ“, sagte er, „jetzt gilt's!“ — Und im Galopp ging's vorwärts. Dömitz war bald erreicht. Dort hatte er Nichts zu thun, er wollte ohne vorzukehren an dem Städtchen vorüberreiten. Bis zur Schleuse kam er glücklich. Hier aber wurde seine Fahrt auf einige Minuten unterbrochen. Ein Haufe von etwa dreißig Schiffsknechten versperrte ihm den Weg. Es waren die Jungen des „Schipper = Dellst“, und der Alte stand richtig mitten zwischen ihnen.

Er führte ein gewaltiges Wort. „Ja, Jungens, bange machen gilt nicht, und das Eisen muß man schmieden, wenn's roth ist, und Aepfel schütteln, wenn sie reif sind, und segeln, wenn richtiger Wind geht! Verstanden?“ — „Wivat hoch, unser „Dellst“ soll leben! Wivat hoch!“ schrieen sie.

In diesem Augenblick hatte der Orgelpeter den Haufen erreicht. „Hurrah, der Orgelpeter soll auch leben!“ brauste es aus allen Kehlen. „Orgelpeter, spiel auf: „Es zog aus Berlin!“ — „Kinder, haltet den Better Orgelpeter nicht auf!“ schrie der alte Schiffer. Statt der Antwort sangen die Schiffer drauf los: „Es zog aus Berlin ein tapfrer Held, juchhe!“ — so daß der Spielmann kaum noch mit der Orgel einzufallen konnte.

Nach einer Stunde etwa war das erste Dorf erreicht. Wie gewöhnlich empfing ihn vor dem Dorfe ein Trupp Kinder, die ihn umringten, und um ein Liedchen baten. „Kinder, haltet mich nicht auf!“ rief der Alte, aber so ernst und bestimmt, daß sie ihm auf der Stelle gehorchten. Am Eingange des Dorfes hielt er still. Die Drehorgel erklang und mit gewaltiger Stimme donnerte der Alte in's Dorf hinein:

„Frisch auf zum fröhlichen Tagen,
Es ist jetzt an der Zeit!
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf, laßt die Faulen liegen!
Laßt sie in guter Ruh,
Und eist zu blut'gen Siegen
Dem theuren Fürsten zu!“

Da eilte Jung und Alt herbei. „Pete, is't Tied?“ fragten ihn mit leuchtenden Augen die Jungferle. Und als sie nun hörten, daß jetzt die ersehnte Zeit da sei, da ging's wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus und von Mund zu Mund: „'t is Tied! 't is Tied!“ Am Ende des Dorfes versperreten sie ihm den Weg, und er mußte erzählen, wie jetzt der Kampf für Recht und Freiheit vor der Thür sei und sich Alles bereit zu halten habe, dem Rufe des Herzogs zu folgen. Da kündigte der Knecht dem Herrn und der Sohn dem Vater die Arbeit auf. Der Orgelmann aber ermahnte: „Kinder, eine feste Burg ist unser Gott. Verlaßt Euch nicht auf Euer Fleisch und Bein.“ Dann hochte er wieder auf die Lehne seines Wägelchens, und fort ging's wieder in's Land hinein.

So kutschirte der Alte von Dorf zu Dorf, und das junge Volk war still und rüstete sich zu den ernstesten Tagen, die nun kommen sollten. Er hatte noch lange seine Rundreise nicht beendet, da traf der Aufruf des Fürsten sein Ohr. Wohin er jetzt kam, begegneten ihm die Schaaren derer, die nach Güstrow eilten, um sich zum heißen, heiligen Kampfe für's Vaterland zu stellen. Sie sangen ihm seine Lieder entgegen, und der Greis fiel mit den schönen Klängen seiner Orgel ein.

Als er zufällig durch Ludwigslust kam, traf er dort schon mit Friedrich zusammen. Der Alte fiel ihm um den Hals und nannte ihn einen braven Jungen. Der junge Mann erzählte, noch eh' er's gewagt hätte, mit seinem Wunsche hervorzutreten, hätte die blinde Mutter ihn schon aufgefordert, an dem Kampfe Theil zu nehmen, und wenn die Ann-Marie auch wie ein Kind

geweint hätt', so hätte sie ihm mit keinem Worte davon abgerathen.

Friedrich war mit den Schiffern nach Güstrow gekommen. Der alte „Schipper=Vellst“ hatte sich's nicht nehmen lassen, seine Jungen zu begleiten. Als er von ihnen Abschied genommen hat, da ist's ihm weich um's Herz und naß unter den Wimpern geworden, und er hat gesagt: „Kinder, verlaßt Euch auf unsern Herrgott und schlägt so viele Franzosen todt, als Ihr könnt.“ Dann ist er still hinweg gegangen. —

An einem schönen Frühlingmorgen stand der Orgelpeter etwa eine Viertelstunde von Grabow an den Stamm einer mächtigen Eiche gelehnt. Neben ihm sein treuer Fründ vor dem kleinen Wagen. Des Greises Auge war sinnend auf die Dächer des Städtchens gerichtet, die im Purpurglanze des jungen Morgenrothes schimmerten. Er dachte wohl an die junge Freiheit, die jetzt roth und golden emporzuleuchten begann. Oder sollte sie noch einmal in die dunkle Nacht der Knechtschaft gehüllt werden? O, nein, o, nein! So triumphirend wie heute konnten die Vögel in einem Lande der Knechtschaft nimmer ihre Lieder in die schöne Gottesluft hineinschmettern, so grün und so saftig die Gräslein, so wonnig die jungen Blumen nimmer aus der Erde hervorschauen, so freundlich nimmer die Sonne aus der cristallklaren Luft herniederlächeln. Ein dumpfes Gefumse und Gemurmeln drang von der Stadt her an des Greises Ohr. Sonst war's dort noch still. Plötzlich trug der Hauch der Morgenluft das langgezogene Signal eines Jägerhorns aus der Stadt her, und noch war es nicht verklungen, da schmetterten

die Hörner an allen Ecken und Enden der Stadt. Es war, als wenn des Orgelmannes Augen heller aufleuchteten, bei den kriegerischen Tönen. Er lehnte auch nicht mehr an den Stamm, sondern stand straff und gerade wie ein Soldat. Noch war keine halbe Stunde vergangen, da erklang von der Stadt her ein lustiger Hörnerschall, und in der Ferne leuchtete und funkelte es in den Sonnenstrahlen wie von tausend und abermal tausend Edelsteinen. Schweigend schaute der Greis auf dies Schauspiel. Es waren die langen Flügel der freiwilligen Jäger, die heute Morgen zum blutigen Streit für's Vaterland in's Feld zogen. Alle, die sie lieb hatten, gaben ihnen das Geleit. Wie fest und stolz marschirten sie daher, wie kampfesmuthig und siegesgewiß schauten sie darein!

In der Nähe des Orgelmannes verstummte die Musik. Der Orgelpeter richtete sich ordentlich stolz in die Höhe und rückte den Orgelkasten zurecht, den er an einem breiten Lederriemen um den Hals trug. Eben kamen die Jäger heran und mancher Mund wollte jubelnd seinen Namen rufen, da erklangen die Töne der Drehorgel neben der mächtigen Bassstimme des Greises. Die Jäger fielen mit ein und es brauste das Marschlied in die schöne Morgenluft hinein:

„Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein frisches, frohes Leben uns wohlgefällt.

Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns umgrauet, und wenn die Waffen ruhn;
Uns alle treibt ein reiner, froher Sinn,
Nach einem Ziele streben wir Alle hin.

Der Hauptmann, er lebe! er geht uns kühn voran;
Wir folgen ihm muthig auf blut'ger Siegesbahn.

Er führt uns jetzt zu Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einst, Ihr Brüder, in's Vaterhaus!

Wer wollte wohl zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und vor Schande erbleichet unsre Schar!
Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland!"

Und wie nun aller Augen auf den Orgelmann gerichtet waren, der fest und kühn neben den Gliedern herschritt und Jedes Mund in das Lied mit einstimmete, da schlug manches Jägerherz in hoher Begeisterung, das noch eben von dem Trennungsschmerze her beklommen war, und manches Auge bligte voll freudigen Kampfesmuthes.

Eine ganze Strecke hinter Ludwigslust hatte der Alte seine lieben Jäger begleitet, nun ward's Zeit, daß er umkehrte. Da umringten ihn die Scheidenden. Jeder wollte noch seine Hand, vielleicht zum letzten Male, drücken. Auch Friedrich trat heran und fiel dem Greis um den Hals. „Grüß' meine Ann-Marie und unsere arme blinde Mutter“, flüsterte er; dann marschirte er fest weiter. Und von den Andern hatte der Greis noch Aufträge in Menge entgegen zu nehmen. „Grüß' meine Alten!“ rief der Eine, — „denk auch an meine Mutter, an meinen Vater oder an meine Schwester“, erinnerte ein Zweiter, „vergiß ja meine Braut nicht!“ rief ein Dritter. Und der Orgelpeter versprach, Alles getreulich zu bestellen. Jetzt zogen die letzten an ihm vorüber, und mit nassen Augen schaute er ihnen nach. „Brave Kerle! Gott behüte sie!“ sprach er vor sich hin.

Nun, ich meine, sie haben sich brav gehalten, die Mecklenburger. Ist's den Schwerinern auch nicht vergönnt gewesen, wie den Strelitzer Brüdern, allenthalben die Ersten beim blutigen Tanze zu sein, so haben sie doch treu und ehrlich das Ihre gethan. Und als an jenem Tage die Parole: „Die braven mecklenburgischen Jäger“ — von Mund zu Mund durch das ganze Nordheer ging, da haben die übrigen deutschen Brüder ihnen neidlos diese Ehre gegönnt, von wegen, weil es eine verdiente war.

Von den Dahingezogenen war längst Nichts mehr zu sehen, da stand der Orgelmann noch immer und schaute sinnend in der Richtung, wohin sie gezogen waren. Endlich fuhr er mit der Hand über die Augen und kehrte stumm zu seinem Fründ zurück. Dann fuhr er wieder von Dorf zu Dorf und bestellte die aufgetragenen Grüße. Am Abend aber stand er auf dem Markte eines Dorfes und er sang:

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob's mir auch treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und mich an's treue Herz gedrückt.

Jetzt bei der Lampe Dämmererschein
Gehst Du wohl in Dein Kämmerlein
Und schickst Dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'!

Doch wenn Du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umringet meinst; —

Sei ruhig, bin in Gottes Gut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.“

Und welches Vater- oder Mutterherz schwer gewesen war, dieweil es des geliebten Kindes im wilden Kriege gedacht hatte, das flüsterte: „Gott liebt ein treu Soldatenblut“ — und wurde wieder leicht; — und wo das Auge einer Braut in Thränen schwamm, da flüsterte sie: „Gott liebt ein treu Soldatenblut“ — und es wurde trocken.

7.

Die gewaltige innere Aufregung, dazu die anstrengendsten Reisen auf den oft grundlosen Landstraßen beim wandelbarsten März- und April-Wetter hatten die Kräfte des Greises gebrochen. Als er die Grüße der Jäger überbracht hatte, erreichte er mit genauer Noth das heimathliche Dorf. „Nun ist's vorbei, Schwester“, sagte er, als er die Blinde begrüßte. „Meine Stunden sind gezählt, und die Reise, die ich jetzt antrete, bringt mich endlich zur Ruhe.“

Die blinde Schwester reichte ihm die Hand. „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben,

so sind wir des Herrn!" sagte sie. Aber ihre Stimme zitterte, und das todte Auge erglänzte von einer Thräne.

"Und die Welt hält mich auch nach meinem Tode noch für einen Brandstifter," sprach der Greis leise vor sich hin. „Gott hat mein Gebet nicht erhört.“

„Auch Er ward unter die Uebelthäter gerechnet, wie wohl Er Niemand Unrecht gethan, noch Betrug in seinem Munde erfunden ist,“ erwiderte ebenso leise die alte Frau.

„Des Herrn Wille geschehe,“ sagte der Orgelpeter und blickte vertrauensvoll gen Himmel. Wehmüthig streichelte er des treuen Hundes wolliges Fell, dann legte er sich.

Es war eine schwere Krankheit, die sein wartete. Aber es standen ihm zwei treue Seelen zur Seite, die liebesevoll seine Leiden zu lindern suchten. Die Ann-Marie durchwachte trotz ihrer harten Arbeit manche liebe Nacht an seinem Lager, und des Tages lauschte die blinde Schwester auf jeden Athemzug des Kranken. Als die Sense über die Kornfelder rauschte, glaubte die Blinde, jeden Augenblick werde der Herr seinen Schnitter senden, um das Samenkorn in die ewigen Scheuren einsammeln zu lassen. Es kam anders, und als der erste Winterschnee fiel, da schlug der Kranke zum ersten Male wieder die Augen auf, und freudig rief die Blinde: „Gottlob, der Herr verwundet und heilt; Er ist der Arzt und der Nothhelfer, der Herr Herr!“

Die kleine Familie ging einem trostlosen Winter entgegen. Wenn auch genesen, hatte doch der Orgelpeter nicht die geringste Aussicht, für's erste seine Mund-

reise wieder antreten zu können. Ja, es war groß die Frage, ob er jemals wieder dazu komme, so kraftlos war er geworden. Sein erspartes Geld war für Doctor und Apotheker darauf gegangen, und statt daß er früher die Schwester und ihr Kind zum größten Theile ernährt hatte, mußte er sich von ihnen ernähren lassen — und sie waren so bitterarm. So saß er denn trübselig neben der Blinden im ärmlichen Stübchen, und sein treuer Fründ schaute wehmüthig zu ihm empor. War's ein Wunder, daß er mitunter recht kleingläubig wurde? So oft es aber geschah, tröstete ihn die gute Schwester. Sie drückte ihm die Hand und sagte: „Alle Eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch.“ Dann beteten sie wohl zusammen ein Vaterunser, und nachher schaute der Orgelpeter wieder gottvertrauend in die Zukunft.

Im Uebrigen fehlte es den Winter über dem Orgelmann auch nicht an mancherlei erquicklichen Tröstungen und Herzstärkungen. Da kamen Siegesbotschaften über Siegesbotschaften und die Franzosen wurden gesagt wie das gehezte Wild. Auch trafen von Zeit zu Zeit Briefe von Friedrich ein, die gar tröstlich auf die Glieder der kleinen Familie wirkten. Die Hauptfreude gewährten dem Greise die Gespräche mit der Schwester. Wenn die Ann-Marie nicht zu Hause war und die heilige Stille der Einsamkeit die beiden Alten umsing, dann ward's ihnen oft gar wundersam in den geprüften Herzen. Alles, was dieselben seit Jahren an Hoffnung und Sehnsucht erfüllt hatte, brach mit Gewalt hervor und strömte als Gebet oder Lobpsalmen über ihre Rippen. Das waren heilige Bonnestunden, in denen sie

durch die Pforten der Ewigkeit die Purpursäume der himmlischen Seligkeit zu schauen vermeinten.

So kam das Weihnachtsfest heran; aber Noth hatte die kleine Familie noch nicht gelitten. Ebenso wenig durste sie klagen, als die Fastenzeit und später das Osterfest vergangen war. Und hätte der Herr sie, wie einst die Jünger, um die Pfingstzeit gefragt: „Habt Ihr je Mangel gehabt?“ — so hätten sie mit den Worten der Jünger bekennen müssen: „Herr, nie keinen!“ Es hatte die Ann-Marie ja nimmer so viel Arbeit gehabt, als in diesem Winter, und sie war ihr auch noch nie so gut bezahlt worden. Fehlten doch Männerhände zur Arbeit und Frauenhände mußten nun aushelfen!

Als aber der Frühling wieder das Regiment hatte und der Sommer vor der Thür war, da kostete es dem Orgelpeter Mühe, sich mit Geduld in sein Schicksal zu finden. Es ging ihm wie jenem angeschossenen Kranich, der immer und immer seine Schwingen versuchte, so oft hoch oben aus blauer Luft ein Bruderruf und Brudergruß sein Ohr traf, und den doch nimmer die kraftlosen Fittige tragen wollten. Und so oft der Orgelmann den Wanderstab ergriff, dieweil die Sonne so warm schien, und Blumen und Kräuter so würzig dufteten, und die ganze Vogelwelt voller Jubel und Lust war, und die Frühlingsluft so erfrischend wehte — immer wieder mußte der geschwächte Greis ihn in den Winkel zurückstellen, ob's Auge ihm auch feucht war, und das Herz ihm brannte, und der treue Hund ihn so traurig anblickte.

Endlich waren die Franzosen gründlich besiegt, und das Vaterland durfte wieder frei athmen. Darum waren die ersten Julitage des Jahres 1814 gar liebliche, hoffnungsreiche Tage, wie für manches deutsche, so im Besondern für so manches mecklenburgische Vater- und Mutterherz. Ihre Söhne waren's ja gewesen, die das Vaterland hatten freimachen helfen von den Fesseln wälscher Tyrannei, und diese ihre Kinder kehrten jetzt zurück als freie Söhne eines freien deutschen Vaterlandes. Der Jubel war unermeslich groß. Ach! wohl aber floß manche bittere Thräne eines verarmten Mutterherzens mit in den Freudenbecher, das die goldene Freiheit mit dem theuren Herzblute ihres Kindes erkaufte hatte.

An dieser Tage einem saß an einem schönen Abend der Orgelpeter mit der blinden Schwester und Tochter hinter dem Hause im Garten unter dem wilden Birnbaume. Auch ihre Herzen waren von der allgemeinen Freude ergriffen. Dennoch war auf dem Antlitze eines Jeden ein Zug tiefer Wehmuth nicht zu verkennen. In der Brust des Orgelpeters steigerte sich die Wandersehnsucht bis zur Unerträglichkeit. Dazu gesellte sich die Sorge für den nächsten Winter. Da die jungen Männer wieder zurückkehrten, so war vorauszusehen, daß der Ann-Marie Hände oft von der Arbeit feiern müßten und diese selbst wieder schlecht wie früher bezahlt würde. Auch hatte Friedrich in langer Zeit nicht geschrieben, und das quälte besonders die Ann-Marie.

„Hast Du auch gehört, Ann-Marie, daß Dreiser die Bauern aufwiegelt? Sie sollen den Amtmann

drängen, mich über die Grenze zu schaffen“, fragte eines Tages der Greis das Mädchen. „Er hat ihnen vorgestellt, wie leicht ich dem Dorfe zur Last fallen könnte.“

Die Ann-Marie bejahte die Frage. „Die Bauern sind auf den Vorschlag nicht eingegangen“, fügte das Mädchen hinzu. „Sie haben Euch lieb und sagen, so viel Brod hätten sie Gottlob! noch, um einen Armen mehr durchzuhelfen.“

„So hab' ich's auch gehört“, sagte der Greis. „Er wird nicht ruhen, bis er seinen Willen durchgesetzt hat, was Gott in Gnaden verhüten wolle“, setzte er sorgenvoll hinzu.

„Und das thut Gott; darum sei ohne Sorge“, sagte die Blinde und drückte dem Bruder die Hand.

„Könnte ich doch so ganz ohne Sorge sein!“ seufzte der Orgelmann. „Wie ist des Menschen Herz doch so ein verzagt' Ding! Wahrhaft wunderbar hat unser Herrgott uns durch den Winter und bis hieher gebracht, und doch trage ich, mag ich's wollen oder nicht, die Sorge für den nächsten Winter längst wieder im Herzen. Aber ich will mich zusammen nehmen und Alles, was an Sorge und Sehnsucht mir in der Brust steckt, nieder zu beten suchen. Und wenn's Dreiser durchsetzt, daß ich Euch heute noch verlassen muß, will ich fröhlich Gott walten lassen. „Wie mein Gott will, gescheh' allezeit!“

Die Blinde flüsterte wieder in ihrer Weise vor sich hin: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

„Nur Eines möchte ich so sehnlichst: daß meine Unschuld noch vor meinem Ende an den Tag käme“, flüsterte der Greis, und dann waren Alle stille.

Und wie sie so schweigend da saßen, trat hastig der alte Lemke zu ihnen. Der vertrat bei dem Schulzen die Stelle eines Großknechtes, seitdem dieser mit in den Krieg gezogen war. Nach kurzem Gruße sagte er: „Orgelpeter, ich habe Dir eine Nachricht zu bringen, die Dir nicht lieb sein wird; aber es geht nicht anders. Sie betrifft den Blutsauger von Schulzen. Als ich heute im Bruch hinter seinem Garten arbeitete, da habe ich ihn und den Advocaten Thielmann belauscht. Die haben schöne Geschichten ausgeheckt. Ich will aber lieber von vorn anfangen.

Ich hörte den Schulzen ungewöhnlich laut sprechen, und bald darauf auch den Advocaten aus Dömitz. „S“, denke ich, „gleich sucht sich, gleich find't sich“, und gucke durch ein Loch im Zaun. Und gerade, wie ich in den Garten hineinsehe, höre ich den Schulzen sagen: „Was dünkt Euch, Herr Advocat? Nicht wahr, ich stehe schon mit einem Fuß im Grabe?“ Er stand so, daß er mir das Gesicht zugekehrt hatte. Ich sage Dir, er sah so ängstlich aus, als müsse er zur Stunde noch vor unseren Herrgott, und sein weißer Kopf zitterte wie Espenlaub. Der Advocat aber lachte und sagte, Einer in Dreiser's Alter könne den Jungen immerhin Platz machen. — Wer nach seinem Tode sein Vermögen erbe? fragte der Schulze weiter. Da sagte der Advocat, wenn kein Testament gemacht würde, die Blinde und ihr Kind. Da ist Dreiser doch aufgefahren. „Das leid' ich nicht, nun und nimmer nicht!“

rief er. Dabei that er einen Fluch, daß Einem die Haare zu Berge stehen konnten, und ich dachte, es müsse ihm ergehen, wie vor Zeiten der Nothe Korah. Er ließ den Advocaten stehen und rannte im Garten auf und nieder. Als er zurück kam, sagte er: „Herr Advocat, hier unter dem Brusttuche beißt's und brennt's. Es ist nicht zum Aushalten. Ihr kennt das Wort, das ich einmal zu der Blinden gesprochen, und das muß ich in Erfüllung bringen, sonst sterb' ich einmal nicht ruhig. Aber jetzt ist die Alte mein, und deswegen hab' ich Euch rufen lassen.“

„Auf den Amtmann aber rechnet nicht, der ist Euch spinnefeind“, sagte bedenklich der Schreiber.

„Jetzt muß er beißen, er mag wollen oder nicht“, erwiderte Dreiser.

Na, da guckte der Advocat den Dreiser nicht wenig verwundert an; so etwa, als komme es ihm unter der Mühe unseres Schulzen nicht so ganz richtig vor. „Wir wollen doch nicht den Herrn Amtmann zwingen?“ fragte er. „Wenn's so ist, Dreiser, laßt mich aus dem Spiele“, fuhr er fort. „Zwingen läßt der sich zu Nichts, und ich esse sein Brod.“

Da wurde Dreiser wieder wild. „Bin ich denn ein Lump, daß ich Euch Nichts wiedergeben kann?“ fuhr er auf. „Morgen am Tage wird mein Testament gemacht. Mir ist's gleich, wer mein Erbe wird. Ich denke, meine Freunde mögen meinen Nachlaß an sich nehmen. Helft mir, Herr Advocat, mein Vorhaben ausführen. Ihr habt ein ganzes Häuslein lieber Kinder. Und gelingt's, wie's gelingen muß, wenn wir's klug anfangen, so -- und hier ist meine Hand! -- sollt Ihr

Euch nicht länger für den Amtmann quälen und schinden. Und nun hört.“ —

„Orgelpeter“, unterbrach sich der alte Tagelöhner, „ich hab’ ein Bißchen weit ausgeholt, von wegen weil ich nicht mit der Thür in’s Haus fallen wollte. Aber das dicke Ende kommt nach, und es ist gut, daß Du’s elfte Gebot kennst. Der Schulze sagte zum Advocaten: „Herr Advocat, Ihr kennt den Orgelpeter. Die Leute sagen, daß ihn mein Miethsmann, der Schiffer Mahne, beherbergt. Ich hab’s längst heraus. Der Schiffer giebt ihm nur die Schlafstätte, Kost und Pflege hat er bei der Blinden. Seht, die Blinde hatte vor Jahren einen Bruder. Peter hieß er. Der steckte ganz Polz in Brand und wurde deswegen zu Dömis-Strafe verurtheilt. Er kniff aber aus, und ist über die Elbe gegangen. Seitdem hat kein Mensch wieder von ihm gehört. Habt Ihr verstanden? Peter hieß er. Also just wie der Orgelpeter, von dem keine Seele weiß, wer er ist und woher er stammt.“

„Um kurz zu erzählen“, fuhr der Tagelöhner fort, „er hat sich auf’s Horchen gelegt und einst gehört, daß Ihr Beide Euch Bruder und Schwester genannt habt. Das hörte kaum der Advocat, da sprang er auf und sagte: „Schulze, was gebt Ihr mir, wenn wir den Orgelpeter morgen in’s Trockne gebracht haben?“ Der Schulze sagte, morgen würde sein Testament gemacht, und der Schreiber solle sich gut dabei stehen. Uebrigens solle es ihm, ich meine den Dreiser, auf eine Hand voll Preußen (Thaler) sogleich auch nicht ankommen. Da rief der Advocat vergnügt: „Morgen am Tage schaffe ich einen Notar zur Stelle, der das Testa-

ment aufseht. Heute Abend aber gehe ich auf die Festung zum Gerichtsrath und bringe die Geschichte mit dem Orgeldreher zur Anzeige." Nun jubelte der Schulze. „So ist's recht, Herr Advocat. Und wenn der Herumtreiber im Trocknen sitzt, so soll er's wohl bleiben lassen, die Alte zu unterstützen, wie er das in den verwichenen Jahren gethan hat. Damit aber noch mehr Alles gut gehe, will ich selbst Euch nach Dömitz fahren und mit Euch zum Gerichtsrath gehen.“ Und nun — fuhr der ehrliche Tagelöhner fort — „sind vor einer guten Stunde die beiden Schurken nach Dömitz abgefahren. Das ist's, was ich Euch sagen wollte, Kinder, und nun sei unser Herrgott mit Euch.“

Schon so manche Trübsalschauer waren über die Häupter der kleinen Familie hinweggezogen; doch gegen das jetzt nahende Unwetter dünkte sie alles früher erlebte Leid Nichts zu sein. Drum schaute ein Jeder still und stumm vor sich nieder, als hätte die Herzensangst ihm die Lippen verschlossen. Die alte Frau war die Erste, die das Schweigen zu brechen wagte. „Peter, wie wird's nun?“ fragte sie ängstlich.

„Ann-Marie, bring die Orgel her“, sagte statt der Antwort der Greis. Und als das Mädchen zurückkam, da sang er:

„Mit unsrer Macht ist Nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren u. s. w.“

Und als das Lied zu Ende war: „Gott soll's walten. Ueber die Grenze trügen meine alten Beine mich wohl noch; aber ich mag mir nicht mehr rathen und helfen, Gott soll's thun. Die Blinde aber hatte die Hände gefaltet und betete: „Was betrübst Du

Dich, meine Seele, und bist so traurig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken müssen, daß er meines Angesichts Hülf und mein Gott war.“ Noch lange saßen die Drei schweigend unter dem Birnbaume. Trotz ihrer trostreichen Gebete pochten ihre Herzen vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Es dunkelte bereits, und der Abendwind rauschte durch die Blätter des Birnbaums, als die kleine Familie sich anschickte, in's Häuschen zurückzukehren. Plötzlich ward es laut auf der Straße. Stimmen riefen ängstlich durch einander, und in demselben Augenblick stürzte der alte Lemke zu ihnen heran. „Orgelpeter, um Gotteswillen, kommt schnell herüber. Dreiser kommt eben zu Hause. Er tritt vom Wagen auf das Rad, um vom Wagen zu steigen. In demselben Augenblick ziehen die Pferde an. Dreiser gleitet aus. Sein Fuß kommt in die Radspeichen, und er stürzt kopflings auf die Erde — mit dem Kopfe gerade auf einen Prellstein. Er ist ohne Besinnung. Ich glaube, er ist todt.“

Der Orgelpeter folgte eiligst dem Tagelöhner. Besinnungslos lag Dreiser vor seinem Hofthore, und aus einer weit klaffenden Wunde am Kopfe rann das Blut in Strömen.

Mittlerweile waren eine Menge Dorfleute hergeströmt, unter denen sich auch die Ann-Marie und ihre Mutter befanden. Der Orgelpeter theilte Jedem ein Stück Arbeit zu. Die Ann-Marie mußte Leinwand und Essig herbeischaffen. Der alte Lemke wurde in

die Stadt beordert, um den Doctor zu holen. Andere mußten Hand mit anlegen und den Kranken in die Stube tragen helfen, wo er auf's Bett gelegt wurde. Der Orgelpeter entkleidete den Bewußtlosen, so gut es gehen wollte. Dann wusch er ihm das Gesicht mit Essig und reinigte die Wunde von Blut und Schmutz.

Nach einiger Zeit schlug Dreiser die Augen auf. Sein erster Blick fiel auf den Orgelpeter. Man konnt's sehen, wie dem Kranken ein kalter Schauer durch Mark und Bein rieselte. „Peter“, stöhnte er mit herzzerreißender Stimme, „Peter, was thust Du in meinem Hause? Geh' hinaus!“ Der Orgelpeter sah ihn mitleidig an. „Dreiser, sei ruhig, es wird noch Alles gut“, sagte er tröstend. Der Schulze schüttelte sich. „Geh' doch, geh' doch!“ stöhnte er. In diesem Augenblick gewahrte er auch die Blinde. Da ward es ihm entseßlich angst in der Brust. Und wollten die beiden Alten durch ihr Verweilen den Kranken nicht in die größte Lebensgefahr bringen, mußten sie ihn schleunigst verlassen.

Die Seelenangst des Schulzen war schauerlich anzusehen. Der Ann-Marie brannte das Herz vor Mitleid. Aus den treuen Augen rollten ein Paar große Thränen. Das entging dem Schulzen nicht. Er streckte kraftlos die Hände nach ihr aus, als er sah, daß sie mit den beiden Alten die Stube verlassen wollte. „Was weinst Du, Ann-Marie?“ fragte er leise. „Bejammere mich nicht. Aber Du bist zu gut. Bleibe bei mir.“

Ein alter Nachbar des Schulzen erbot sich, mit

dem Mädchen zusammen die Wache bei dem Kranken zu übernehmen. Kaum war die Blinde mit dem Orgelpeter fort, so durchtosten wilde Fieberträume das Gehirn des Unglücklichen. „Er hätte das Feuer im Jägerhause nicht angelegt“, schrie er, „das wäre erlogen, und die Herren in Dömitz hätten's selbst gesagt, der Peter sei der Mordbrenner gewesen. Und die Blinde habe er auch nicht um ihr Hab und Gut gebracht, und wer anders sage, der sei ein Lügner.“ Dann wieder sprach er leise. Er glaubte mit der Ann-Marie zu reden und bat sie, den Peter doch zu bitten, daß er ihn bei unserm Hergott nicht verklage; er wolle ihm ja gern wiedergeben, was ihm von Gottes und Rechtswegen gehöre. Und morgen komme der Gerichtsrath noch nicht, er habe ihn nicht getroffen.“ Plötzlich schrie er wieder auf, und ein jüngstes Gericht gebe es doch, und dort seien die Richter, die ihn verdamnten, und in seinem Innern nage schon der Wurm, brenne das ewige Feuer. Und er flehete die Ann-Marie an, sie solle doch die Mutter bitten, ihn um ein einziges Bröcklein Brod anzubetteln; denn sonst gebe es ja eine ewige Verdammniß, und davor graue ihm so sehr.

Erst gegen Morgen, als der Arzt kam und ihm ein linderndes Mittel gab, das er mitgebracht hatte, änderte sich dieser entsetzliche Zustand des Kranken. Im Uebrigen hatte der Arzt wenig Hoffnung. Er meinte, daß der Kranke diese Woche ableben werde, sei eher unwahrscheinlich, als wahrscheinlich.

Als die Strahlen der jungen Morgensonne durch's

Fenster blickten, lag der Schulze in einem leisen Schlummer. Die Ann-Marie saß auf einem Stuhle vor dem Krankenlager. Am Fußende des Bettes standen der Nachbar und seine Ehehälfte, die ihrem Manne die Morgensuppe gebracht hatte. „Wir Beide, ich und Ann-Marie, haben über Nacht Dinge erlebt, die wir unser Lebenlang nicht vergessen werden“, sagte Halbblaut der Bauer zu seiner Frau. „Jetzt erhält Dreiser seinen Groschen.“

„Hat er denn von so grausam bösen Dingen im Traume geredet?“ forschte neugierig die Bäuerin.

„Bst! Man muß nicht alle Lieder, die man weiß, singen“, erwiderte der kluge Mann. Nun war der guten Bäuerin erst recht ein Floh in's Ohr gesetzt, und sie plagte ihren armen Ehemann mit Fragen schier mehr, als wailand die Delila den Simson, bis sie erfuhr, aus den Traumreden des Kranken sei abzunehmen, daß Dreiser einst Holz angesteckt habe, und Peter unschuldig in Dömiß eingesperrt gewesen sei. Das brachte die Bäuerin in Harnisch. Wenn das wahr sei, meinte sie, so gäb's in der ganzen Hölle kein Feuer, das heiß genug für den Schulzen sei. Und wahr werd's wohl sein, denn der Dreiser sei von jeher ein Blutsauger gewesen, und daß er so ein Ende nehmen müsse, wie's nun vor der Thür sei, habe ihr längst geschwant.

Der Kranke schlief fort, wenn er auch eben zusammen fuhr, wie Einer, dem träumt, daß er von einem Thurm hinab auf's Straßenpflaster stürzt.

Die Ann-Marie trocknete vorsichtig des Kranken

Stirn, worauf in diesem Augenblicke die hellen Schweiß-tropfen hervorquollen. „Nachbarin, richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet“, sagte sie sanft. „Mich jammert des armen Schulzen doch sehr.“

„Jammern hin, jammern her!“ eiferte die fromme Nachbarin. „Als er mit kaltem Blute Deiner armen Mutter ihr letztes Bißchen Hab und Gut nahm, das hat Dreiser doch nicht gejammert? Anna-Marie, an Deiner Mutter allein hat er die Hölle verdient“.

Der Kranke fuhr wieder zusammen, dann schlief er fort.

„Wem der Herr will Sünde zurechnen, wer will da bestehen!“ erwiederte die Jungfrau. Jeder von uns hat die Hölle an seinen eigenen Thaten verdient, Ihr beide so gut, wie ich, und ich so gut, wie der arme Dreiser hier. Darum verdammt den armen Mann nicht, das ist Sünde.“

Da schlug der Kranke die Augen auf und blickte die Nachbarsleute wild an. „Nachbarsch, nur immerzu, immerzu!“ stöhnte der Unglückliche. „Recht geht seinen Gang, und eine Hölle giebt's doch!“

Die gute Nachbarin hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Suppentopf in die Schürze zu raffen und schleunigst Reißhaus zu nehmen. Ihr Mann sah verdutzt den Kranken an. „Dreiser, sei still“, tröstete er den Kranken. „Meine Alte ist wieder einmal närrisch und dämelt; Du mußt Dir's nicht zu Herzen nehmen, wenn Du ihren Schnickschnack gehört hast.“

„Was? Sie närrisch? Ja Kinder und alte Leute sagen die Wahrheit“ — hauchte Dreiser.

Ann-Marie trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. „Seid still, Dreiser“, flüsterte sie; es kann mit Gottes Hülfe ja noch Alles gut werden.“

„Ja, gut wird's noch, aber für Dich und Deine Mutter und den Peter; für mich ist's rein aus“ — stöhnte Dreiser.

„Redet nicht so, Dreiser“, bat Ann-Marie. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Dreiser schwieg. Er stöhnte laut, dann leiser, endlich war er still. Er schlief wohl. So lag er den ganzen Tag, auch die nächstfolgende halbe Nacht hindurch. Am nächsten Morgen schlug er die Augen auf. Ann-Marie saß schon wieder seit einer Stunde an seinem Bette. Kaum hatte sie sich selbst ein paar Stunden Schlaf gegönnt. Er sah das Mädchen an. „Ann-Marie“, sagte er, und es war, als wollten die Worte nicht über seine Lippen, „Du sagtest, bei Gott sei kein Ding unmöglich. Eines ist ihm unmöglich.“

„Was meint Ihr, Dreiser?“ fragte das Mädchen.

„Nichts!“ sagte Dreiser und war still. Aber in seiner Brust ging Etwas vor. Die wogte hoch, und der Athem jagte förmlich hindurch. Allmählich ward er ruhiger.

„Sollte Gott wohl einen Sünder begnadigen können“ sagte er, und ganz leise, wie mit sich selbst kämpfend, setzte er hinzu — „einen Verbrecher wollte ich sagen.“

Ann-Marie faltete die Hände und wie betend sprach sie: „Ich bin gekommen die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen, spricht der Herr.“

„Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Und ob die Sünde blutroth wäre, so soll sie doch schneeweiß werden.“

„Wer sagt das!“ fuhr der Kranke auf, daß das Mädchen erschrocken zusammensuhr.

„Gott der Herr!“ sagte sie aber bald fest und bestimmt.

Und der Kranke schloß wieder die Augen und lag bis zum Abend wie todt auf seinem Lager. Da öffnete er die matten Augen. „Ann-Marie, es ist zu spät“, seufzte er bang.

Ann-Marie verstand ihn. „Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge, noch ein Menschenkind, daß Ihn Etwas gereue; sollte Er Etwas reden und nicht thun? Sollte Er Etwas sagen und nicht halten? Und des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was Er zusagt, das hält er gewiß.“

„Wer sagt das?“ stöhnte Dreiser fast unhörbar.

„Die heilige Schrift!“ erwiderte das Mädchen.

Der Kranke sank zurück in sein Bett. Lautlos lag er bis zum Morgen. Da aber schien es, als sei's mit ihm vorbei. Er stöhnte laut, das Blut jagte ihm durch die Adern, Angstschweiß stand auf seiner Stirn. Da lief die Ann-Marie und holte den Orgelpeter. Auch der meinte, jede Minute werde der Todesengel die Sense über Dreiser schwingen. Plötzlich öffnete der Kranke die Augen, woraus eine Hölle voll Angst herauszubrennen schien. „Ann-Marie, und es ist doch zu spät!“ preschte er voll Angst hervor, ohne den Orgelpeter zu beachten.

Und Ann-Marie erzählte ihm die Geschichte vom Schächer am Kreuz, den habe der Herr noch an den Pforten des Todes und der Hölle begnadigt; und sie erzählte das Gleichniß vom verlorenen Sohn und das von den Arbeitern im Weinberge, wie diejenigen, die nur eine Stunde gearbeitet hatten, ihren Tagelohn so gut empfangen hätten, als die, welche des Tages Last und Hitze getragen.

Der Orgelpeter hatte sich unterdeß leise hinaus geschlichen. Der Kranke hatte lautlos dem Mädchen zugehört. Er antwortete Nichts, als Ann-Marie schwieg. Es war aber, als wäre er Etwas ruhiger. Auch Ann-Marie saß schweigend da und schaute mitleidig auf Dreiser. Es herrschte Grabesstille in der Stube. Da erschollen draußen unter dem Fenster die sanften Töne einer Drehorgel, und der Orgelpeter sang dazu leise, doch hörbar:

„Ach, Sünder, kehre um,
Der Himmel steht Dir offen;
Fahr nicht in Sünden fort,
Du kannst noch Gnade hoffen.
Ach, Sünder, kehre um
Und falle Gott zu Fuß',
Bereue Deine Sünd'
Und thu' bei Zeiten Buß'.“

Der Gesang schwieg. „Ach Peter, warum meinst Du's so gut mit mir? Ich hab's ja nicht verdient“, jammerte er. „Ja, wenn's nicht zu spät wäre! Lieber Gott, was weiß ich davon, wie Buße thun gemacht wird!“

Draußen aber sang der Orgelpeter wieder:

„Ach, Sünder, weine doch!
Sieh', Du hast Gott betrübet,
Und im verstockten Sinn
Viel Bösheit ausgeübet.
Ach, Sünder, weine doch,
Bewein' der Sünden Last,
Die Du zu Deiner Straf'
Auf Dich genommen hast.“

„Gott, ach Gott, Bösheit mehr als Sandkörner
am Elbufer!“ winselte der Schulze. Er verzog den
Mund, als müßte es ihm mit Gewalt aus dem vollen
Herzen hervorbrechen, aber das Auge blieb trocken.
„Ich kann nicht weinen, kann nicht.“

Und der Orgelpeter fuhr draußen fort:

„Ach, Sünder, bete doch!
Sprich: Großer Gott, ach schone,
Ach Gott, erbarm' Dich mein!
Und nach Verdienst nicht lohne.
Ach, Sünder, bete doch:
Mein Gott, versteh' mich nicht
Und gehe doch im Zorn
Mit mir nicht in's Gericht.“

„Beten kann ich nicht; ich hab's nicht gelernt.
Das ist gewiß graulich schwer. Ann-Marie, kannst
Du beten? Lehren kannst Du's mich wohl nicht
mehr.“ Da legte die Jungfrau ihm die Hände zu-
sammen. „Dreiser, ich sprech's Euch vor, spricht mir
nach“, sagte sie. „Gott sei mir armen Sünder gnä-
dig!“ — „Nein, Kind, das sag' ich nicht; ich wag's
nicht“, rief Dreiser. „Ich hab' Ihn zu sehr verachtet,
und Gnade find' ich nicht.“ „Dreiser, versucht's doch
dreist“, bat sie. „Seid Ihr erst im Zug, so geht's auch.“

Aller Anfang ist ja immer schwer.“ Und wieder begann sie: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig!“ Und scheu und kaum hörbar betete Dreifser nach: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig!“ Ann-Marie aber fuhr fort: „Ach, großer Gott, verschone! Ach, Gott erbarm' Dich mein und nach Verdienst nicht lohne.“ Das sprach der Kranke leise nach. Das Mädchen aber betete weiter:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir,
Ach Gott, erhöhr mein Rufen;
Dein gnädig' Ohr neig' her zu mir
Und meiner Bitt' es öffne.
Denn so Du das willst sehen an,
Was Sünd' und Unrecht ist gethan,
Wer kann, Herr, vor Dir bleiben.

Bei Dir gilt Nichts denn Gnad' und Günst,
Die Sünde zu vergeben;
Es ist all unser Thun umsonst,
Auch in dem besten Leben.
Vor Dir Niemand sich rühmen kann,
Es muß sich fürchten Jedermann,
Und Deiner Gnade leben.“

Bis hieher hatte der Kranke tapfer mitgebetet. Als aber die Ann-Marie jetzt den Blick auf ihn warf, da stürzten Thränen aus seinen Augen. „Lieber Gott, es ist zuviel!“ betete er jetzt allein. „Ich kann's nicht fassen, daß ich Gnade haben soll; meine Schuld ist zu groß.“

Jetzt sang der Orgelpeter:

„Ach, Sünder, glaube doch,
Gott wird sich Dein erbarmen!
Verzage nicht und flieh
Zu Deines Jesu Armen.

Ach, Sünder, glaube doch,
Ergreife Jesu Blut;
Gott nimmt die Sünder an,
Drum habe guten Muth!

Und die Ann-Marie betete, und der Schulze betete
wie ein Kindlein nach und weinte:

„Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen,
Auf Jhu mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen,
Und mir zusagt sein werthes Wort;
Das ist mein Trost und treuer Hort,
Deß will ich allzeit harren.“

Der Kranke schwieg eine ganze Zeit. Er war zum Tod erschöpft. Aber er war ruhig und sein Blick fast milde und sanft. Nach einiger Zeit sagte er schwach: „Ann-Marie, bitte Deine Mutter und den Peter, sie sollten doch sogleich zu mir kommen; ich hätte sie um Gottes-Willen darum. Da sprang das Mädchen zu den beiden Alten herüber, und bald kam sie mit ihnen zurück.

„Schwester und Bruder, könnt Ihr mir vergeben?“ fragte Dreiser, und seine Stimme zitterte. „O, thut's, wenn's angeht“, flehete er.

„Und es wird Freude sein über einen Sünder, der Buße thut“, sagte die Alte. „Wir freuen uns so sehr, daß Du auf dem rechten Wege bist.“

„Ach, vergebt mir doch“, bat Dreiser flehentlich.

„Von Herzen gern“, riefen die beiden Alten und drückten ihm die Hände.

„Peter, das Feuer in der Jägerwohnung habe ich angelegt“, hauchte er, „und Deine Schwefelläppchen habe ich an der Brandstätte umhergestreut, um den Verdacht auf Dich zu lenken. Ich wollte Dich um Hab und Gut bringen und die Hofstelle haben. Gesungen ist mir das ja Alles, — aber zum Fluche. Die Furcht vor Strafe hat mich mein Lebenlang gequält. Schwester, Du weißt's ja, ich machte mir eine Art Wahrzeichen. Ich meine die Geschichte mit dem Bettelbrode. Und weil ich Ruhe zu finden dachte, wenn Du Bettelbrod gegessen hättest, so brachte ich Dich auch um das Deinige. Gott hat mich gerichtet. Könnnt Ihr mir vergeben?“

Und noch einmal versicherten ihm Alle, daß sie ihm längst von Herzen vergeben hätten. „So sorgt, daß der Herr Pastor kommt“, bat er. Ich wollte gern das heilige Abendmahl empfangen und ihm meine schweren Sünden bekennen, damit Du, Peter, doch wieder vor der Welt ehrlich wirst, auch zu Deinem elterlichen Vermögen kommst. Es ist ja Alles Dein, wovon die Leute sagen, daß es mein ist.“

Und als der Pastor kam, da bekannte er noch einmal Alles haarklein. Dann erhielt er das heilige Abendmahl. Und als der Pastor eben wieder fort war, da bat er: „Kinder, singt noch einmal, das thut meiner armen Seele wohl. Da erhoben die Drei ihre Stimmen — der Orgelmann seine volle kräftige, und die Blinde ihre dünne zitternde, und die Ann-Marie ihre helle Glockenstimme — und sie sangen:

„Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist vielmehr Gnade;
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.“

Und als das Lied verstummt war und sie nun den Kranken recht anschauten, da stand sein Athem, und seine Brust wogte nicht mehr — er war eingegangen zur ewigen Ruhe. Da drückte der Orgelpeter ihm die Augen zu, und alle Drei beteten ein stilles Vater=unser — dann verließen sie still die Stube und schlossen die Thür hinter sich ab.

Das Bekenntniß des Schulzen munkelte bald von Mund zu Mund durch's ganze Dorf. Der alte Nachbar, der mit der Ann=Marie zusammen die Wache bei dem Kranken übernommen hatte und seine Ehehälfte hatten es getreulich ausgeplaudert.

Die drei in dem Büdnerhause hingegen verhielten sich still. Wenn die Leute sie fragend und neugierig anschauten, stellten sie sich, als merkten sie's nicht, und

einem unberufenen Frager etwa gaben sie eine Antwort, die ihn um kein Haar breit klüger machte.

Nach einigen Tagen wurde Dreiser beerdigt. Seine irdische Hülle gehörte dem Dömitz an dem Wege zwischen Polz und der Stadt liegt. Dorthin begleiteten ihn, wie's die Sitte mit sich brachte, alle Männer des Dorfes. Auch die Ann-Marie, als nächste Anverwandte des Verbliebenen, hatte sich mit einigen Nachbarnfrauen dem Leichengefolge angeschlossen. Eine Trauer war keinem der Folger, außer dem Orgelpeter und der Ann-Marie, anzumerken. Als sie wieder zurückkehrten, waren die Folger bald in einem lebhaften Gespräch begriffen. Sie sprachen von der baldigen Rückkehr der Freiwilligen, von den Ernteaussichten, von den muthmaßlichen Kornpreisen des nächsten Herbstes. Nur der Orgelpeter krüchte still hinterher, und neben ihm wanderte eben so still die Ann-Marie.

Sie waren bis dicht vor Polz gekommen, als der Orgelpeter noch einmal einen forschenden Blick rückwärts warf. Da legte er die Hand über die Augen und sagte zu der Nichte: „Ann-Marie, Du hast klare Augen, was ist das dort hinten für ein Leuchten und Blitzen? Wüßte ich nicht, daß unsere Jäger kaum Boizenburg erreicht haben können, ich würde glauben, dort ihre Gewehre im Sonnenlicht funkeln zu sehen. Und wie das Mädchen den Weg entlang schaute, wurde sie bald bleich, bald roth, und hoch aufathmend sagte sie: „Es sind die Jäger.“ Der Alte und das Mädchen kehrten noch einmal zurück, um den Ersehnten

entgegen zu gehen, und bald hatten sie das ganze Leichengefolge hinter sich.

Nicht lange und sie unterschieden deutlich etwa 8 bis 10 Jäger, die in Reih und Glied daher marschirten. Der „Schipper-Dellst“ aber schritt wie ein Oberst stolz zur Seite, und statt des Säbels trug er einen mächtigen Knotenstock in der Hand. Jetzt trafen sie sich, die Dorfleute und die Jäger, da warf der „Schipper-Dellst“ sich in die Brust. Er überschaute seine acht Mann wie ein Oberst die Compagnie und brüllte mit seiner vollen Schifferlunge: „Ganze Batterie — stopp!“ da standen die Jäger wie angenagelt. Der alte Schiffer aber jubelte: „Siehst Du, Orgelpeters-Better, daß unsere Jungens das Exerciren aus dem FF verstehen! Und meine Compagnie steure ich so gut, wie der alte Blücher. Das konnte er doch nicht.“ Dem alten „Vorwärts“ ist die Mannschaft nimmer so aus den Gliedern gerannt, wie dem guten „Schipper-Dellst“ hier. Der Friedrich war der Erste und fiel seiner Ann-Marie um den Hals und lachte und weinte in einem Athem wie ein Kind, und dann umarmte er den Orgelpeter. Und fast ebenso wie der Friedrich mit seinem Mädchen, machten's die anderen Jäger mit dem Orgelmann. Der Eine drückte ihm die Hand, und der Andere fiel ihm um den Hals — dann hoben sie den Alten in die Höhe und im Triumph ging's in's Dorf und in's Büdnerhäuschen hinein. Und als sie auch die Blinde begrüßt hatten, da ging's an ein Erzählen. In Boizenburg, erzählten die Jäger, hätten sie den „Schipper-Dellst“ getroffen. Der hätte ihnen

keine Ruhe gelassen, bis sie zu ihrem Oberst gegangen wären und um einen dreitägigen Urlaub gebeten hätten, der ihnen mit genauer Noth bewilligt wäre. Gestern also wären sie mit dem Schiffer in Dömitz eingetroffen, und morgen Abend müßten sie wieder in Schwerin sein, wo die Brüder Kasten tag hätten.

Unerwartet trat der alte Lemke hervor. „Und nun hab' ich Euch auch Etwas zu sagen. Wißt Ihr, wer unser Orgelpeter hier ist? Kein Anderer, als jener arme Junge, der damals in Verdacht stand, Polz angesteckt zu haben und deshalb auf die Festung gesetzt wurde, von wo er aber entwischte. Und der Mordbrenner ist Dreiser gewesen. Er hat's kurz vor seinem Ende gestanden.“

Alle Jäger schauten mit freudiger Verwunderung auf den Orgelpeter. „So ist's,“ sagte der. „Wir wollen dem armen Dreiser nicht fluchen. Er ist sein Lebenlang unglücklich genug gewesen und ist als guter Christenmensch gestorben. Aber nun hört. Das Schulzengehöft mit dem ganzen Vermögen Dreiser's wird mir in nächster Zeit zuerkannt als mein Eigenthum. Ich will aber Nichts weiter davon, als mit meiner Schwester ein ruhiges Altentheil. Das Uebrige mag Friedrich und seine Ann-Marie behalten. Wir beiden Alten werden's gut bei ihnen haben. Und sobald die Jäger frei kommen, soll die Hochzeit der jungen Leute sein, und Alle, die Ihr Euch dann einstellt und Alle die Ihr mitbringt, sollen unsere Gäste sein; und der Herr Amtmann darf auch nicht fehlen.“

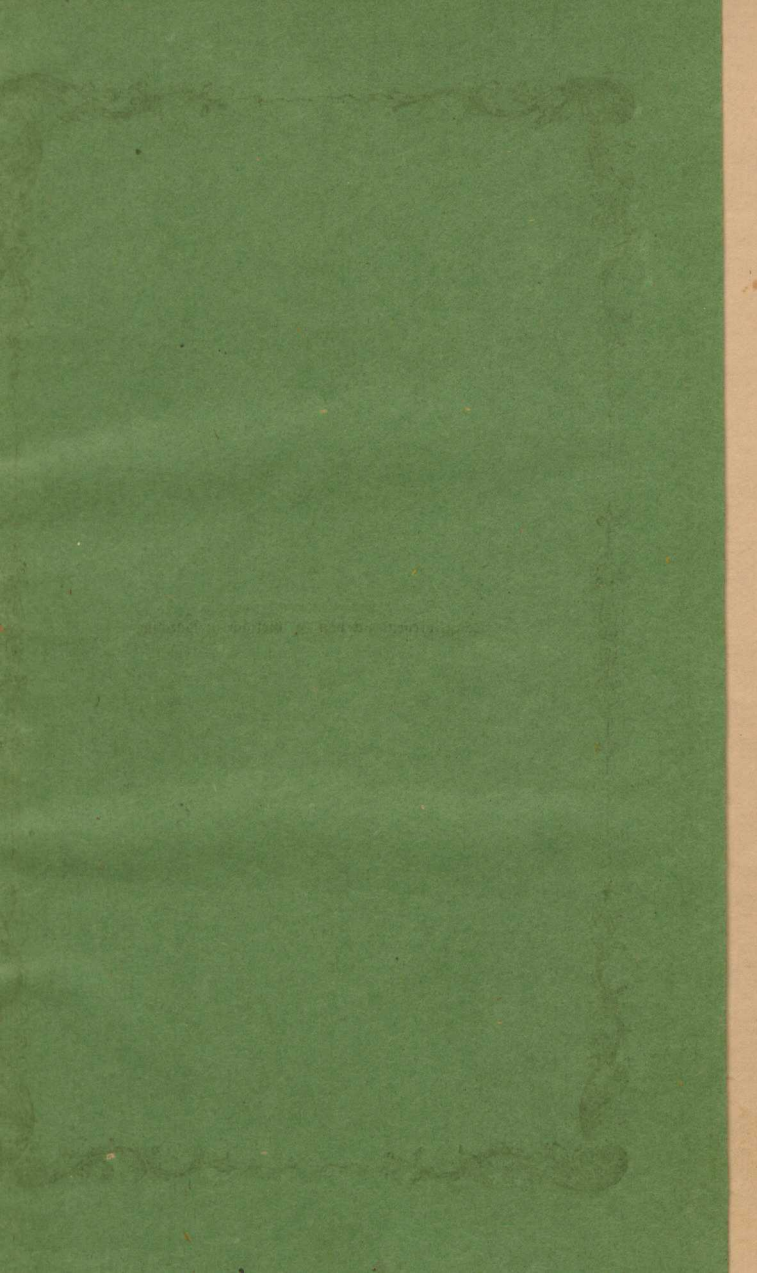
Nun brach der Jubel los. Der „Schipper=Vellst“

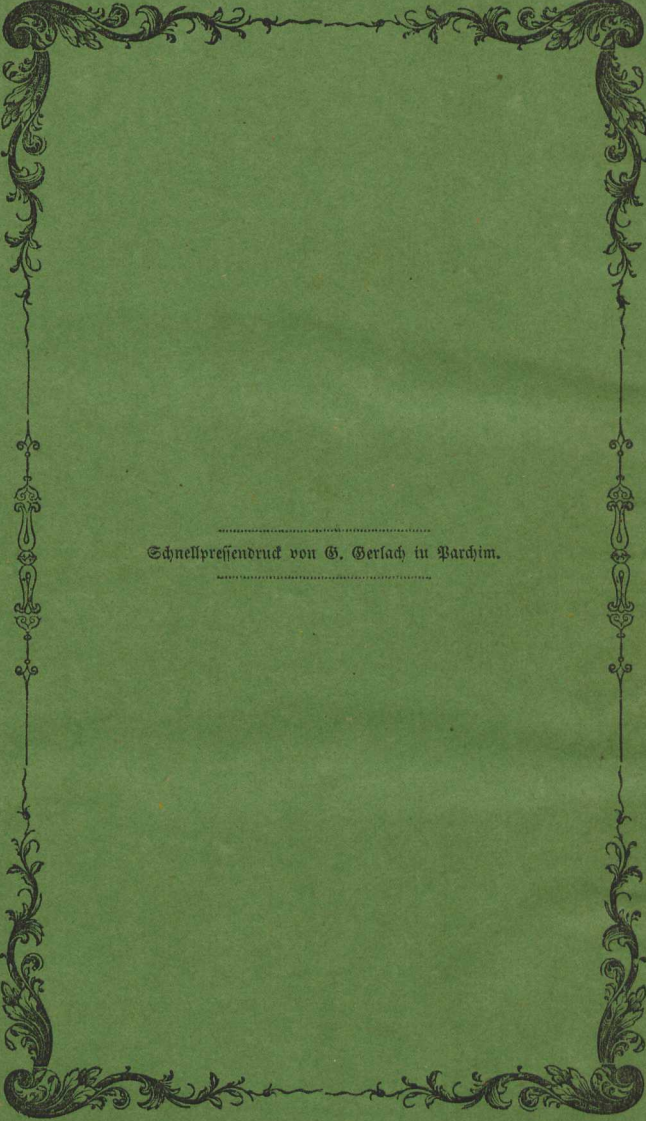
fiel dem Orgelpeter um den Hals. „Jongi“, schrie er, „der „Schipper=Vellst“ ist nur halb so dumm, als er aussieht. Ich hab's vom ersten Abend unserer Bekanntschaft an gewußt, wer Du bist; aber ich hab's Maul gehalten.“ Und noch einmal umarmte er den Orgelpeter. „Jongi, Jongi, nun brauchst Du doch nicht mehr im Lande wie ein Mordbrenner herum zu schleichen, wie ein Schmuggler zwischen den Zollkähnen.“ Dann fiel er der Blinden um den Hals, dann der Ann=Marie, dann dem Friedrich, dann nach einander allen seinen Jungen. Der Alte konnte sich in seiner Freude nicht finden. Und als er rund war, hatte er nicht übel Lust, noch einmal anzufangen. Die Jäger aber schriegen: „Bivat hoch, unser Orgelpeter soll leben, und seine Schwester und die Ann=Marie daneben!“ — daß die Fenster klirrten und Alles, was einen Fuß rühren konnte, in Polz zusammenströmte.

Der Orgelmann ließ sich auch Alles geduldig geschehen. Als aber eine Secunde lang Ruhe eintrat, sagte er: „Kinder, ich bedanke mich für Eure Liebe; aber vergeßt den nicht, der bei Allem die Hauptsache gethan hat.“ Und noch einmal ertönten die weichen Orgeltöne, und Alle sangen:

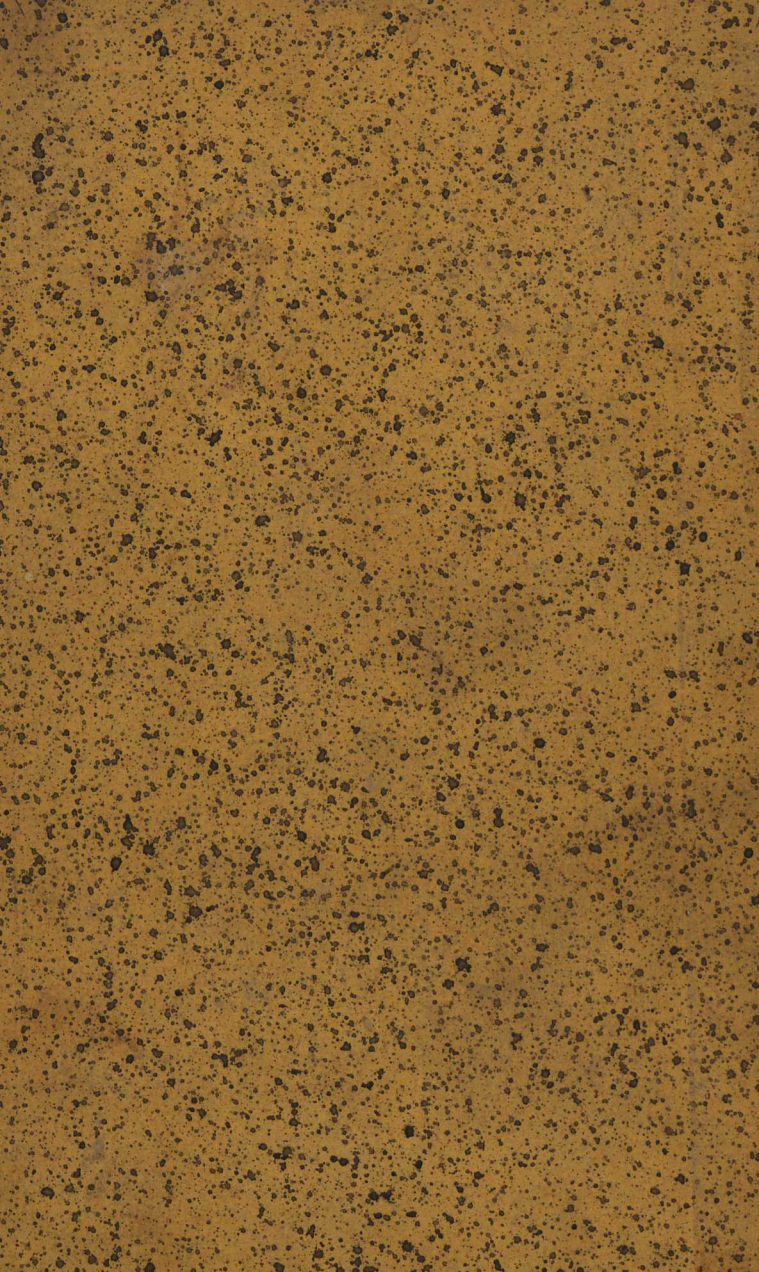
„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu Gut
Und noch jeztund gethan.“

Und wie sie so sangen, kam auch der treue „Fründ“ herbeigeschlichen und legte sein wolliges Haupt an seines Herrn Knie und schaute mit dem treuen Auge zu ihm empor. Dann verstummte der Gesang. Die Blinde behielt die Hände gefaltet und betete vor sich hin: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat.“ Der „Schipper=Vellst“ aber fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: „Ja, Jungens, Gottes Wort bleibt Gottes Wort. Und was der Jesus Sirach in der Bibel ist, hat Recht, wenn er sagt: „Der alte Gott lebt noch! Und Gott verläßt keinen Deutschen nicht!“





Schnellpressendruck von G. Gerlach in Parchim.

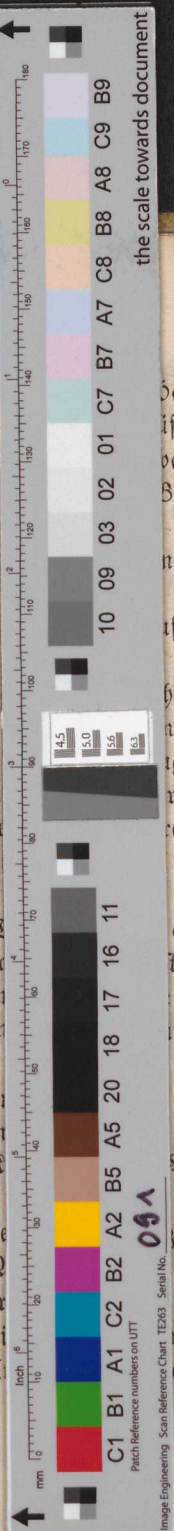


Dich, meine Seele, und bist so tra
auf Gott; denn ich werde ihm n
daß er meines Angesichts Hülfe un
Noch lange saßen die Drei schweige
baume. Trotz ihrer trostreichen
Herzen vor Erwartung der Ding
sollten.

Es dunkelte bereits, und der
durch die Blätter des Birnbaums,
milie sich anschickte, in's Häus
Möghlich ward es laut auf der
riefen ängstlich durch einander, und
blick stürzte der alte Lemcke zu ihn
peter, um Gotteswillen, kommt schne
kommt eben zu Hause. Er tritt v
Rad, um vom Wagen zu steigen.
genblick ziehen die Pferde an. I
Sein Fuß kommt in die Radspie
kopflings auf die Erde — mit den
einen Prellstein. Er ist ohne Besin
er ist todt.

Der Orgelpeter folgte eiligst der
sinnungslos lag Dreiser vor seinem
einer weit klaffenden Wunde am R
in Strömen.

Mittlerweile waren eine Menge
strömt, unter denen sich auch die
Mutter befanden. Der Orgelpeter
Stück Arbeit zu. Die Ann-Mari
und Essig herbeischaffen. Der al



Barre
wissen,
dar.“
Birn=
ihre
nmen
aschte
Fa-
hren.
amen
ngen=
rgel=
reiser
das
Au=
aus.
stürzt
auf
ube,
Be=
aus
Blut
zuge=
ihre
ein
band
e in

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 09
Patch Reference numbers on UTT